Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von **Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Bruno Buchwald / Ludwig Gurlitt / Hugo von Hofmannsthal Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Frank Wedekind**

Nummer 39 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **25. September 1908**

General Kuropatkins Memoiren.

Die bisher unterdrückten Memoiren des Generals Kuropatkin sind in vier starken Bänden erschienen. Die drei ersten Bände beschäftigen sich in der Hauptsache mit den drei großen Schlachten des Russisch-japanischen Krieges — Liao-yang, der Schlacht am Sha-ho und bei Mukden — vom Standpunkt modern militärischer Wissenschaft aus betrachtet. Der vierte Band, betitelt: „Rückblick über den Krieg", umfaßt ein sehr weites Feld und beschäftigt sich teilweise mit Rußlands nationalen Problemen, seiner militärischen Geschichte und seiner Politik in Asien, und teilweise mit der Veranlassung zum letzten Kriege, dem Aufschwung Japans zu einer militärisch bedeutenden Macht und den Gründen für die überwältigenden Niederlagen der russischen Heere im fernen Osten.

Ich wähle als Gegenstand für diesen Artikel General Kuropatkins Erzählung von den Ereignissen, die dem Bruch mit Japan im Februar 1904 vorausgingen und historisch als die Gründe des nun folgenden Krieges betrachtet werden müssen. Es enthält manche neue Tatsachen und wirft ein grelles Licht auf russische Regierungsmethoden, auf Rußlands asiatische Politik und auf den Charakter des regierenden Monarchen.

Kuropatkin beginnt diesen Teil seines Werkes mit einem Rückblick auf Rußlands Politik und Gebietserwerbungen im fernen Osten, der kurz wie folgt zusammengefaßt werden kann: die Frage, einen Zugang am Stillen Ozean zu erwerben, war theoretisch schon lange vorher in Rußland erwogen worden. Sie fand im allgemeinen nicht viel Gegenliebe im Hinblick auf die dünne Bevölkerung Rußlands östlich des Baikalsees und auf die Bedeutungslosigkeit seines in- und ausländischen Handels, und konnte die ernstlichsten Zerwürfnisse nach sich ziehen. Ein solcher Zugang wurde damals nicht und wird auch heute noch nicht gebraucht. Das russische Kriegsdepartement hat überdies mit großer Besorgnis eine Meinung beobachtet und diese mit allen Mitteln bekämpft, nämlich: daß Rußland der westlichste der asiatischen Staaten und nicht der östlichste der europäischen Staaten sei, und daß seine ganze Zukunft jenseits des Urals liege.

Vor dem japanisch-chinesischen Kriege war es für niemand fraglich, daß die transsibirische Eisenbahn eine Route innerhalb russischen Gebietes verfolgen sollte. Aber die von China im Jahre 1894/1895 gezeigte Schwäche ließ ein neues Projekt aufkommen, nämlich: die Bahn durch die Mandschurei zu führen und sie so um fünfhundert Werst zu verkürzen. General Dukhovski, Generalgouverneur des Amurgebietes und Befehlshaber der dortigen Streitkräfte, widersetzte sich diesem Projekt, und führte aus, daß eine Bahnlinie, welche die Grenzen Chinas überschreiten würde, das Amurgebiet sicherlich nicht mit dem europäischen Rußland verbinden und eher chinesischen Interessen als russischen dienen würde. Seine Meinung fand keinen Beifall, und die Bahn, welche für Rußland von so immenser Wichtigkeit war, wurde durch fremdes Land geführt. Dieser Wechsel in der Route, der sich in der Folge als unheilvoll zeigte, war der erste auffällige Beweis für die Tatsache, daß Rußland im fernen Osten eine Politik nachdrücklichen Vorgehens begonnen hatte. Die Besetzung Port Arthurs, die Gründung Dalnys, der Bau des südlichen Zweiges der Eisenbahn, die Bildung einer Handelsflotte auf dem Stillen Ozean und das Holzunternehmen des Staatsrates Bezobrazoff am Yalufluß in Nord-Korea waren alles Glieder ein und der-

selben Kette, die das Schicksal Rußlands mit den Geschicken des fernen Ostens dauernd verbinden und so Rußland Gewinn bringen sollte. „Es herrscht nur eine Meinung," sagt Kuropatkin, „daß, wenn wir uns auf den Bau der Hauptlinie der transsibirischen Bahn beschränkt hätten, selbst wenn wir einen Teil durch die Nord-Mandschurei führten, es keinen Krieg gegeben hätte, und daß der Krieg verursacht wurde durch unsere Besetzung Port Arthurs und Mukdens und vor allen Dingen durch das Holzunternehmen Bezobrazoffs in Korea. Von anderer Seite wird noch die Meinung vertreten, daß der Bau der Hauptlinie durch die Nord-Mandschurei nicht nur als erste unserer wirksamen Unternehmungen im fernen Osten zu betrachten sei, sondern als die Basis für alle andern, weil, wenn wir die Bahn den Amur entlang durch eigenes Gebiet geführt hätten, wir niemals auf den Gedanken gekommen wären, den südlichen Teil der Mandschurei und die Provinz Kwang-Tung in Besitz zu nehmen. Nach einem Ueberblick über den Boxeraufstand, die Besetzung der Mandschurei durch russische Truppen zum Schutz der Bahn und den Vertrag mit China, betreffend die Räumung der südlichen Mandschurei bis zum 8. April 1903 und der nördlichen innerhalb sechs Monate danach, beginnt General Kuropatkin im folgenden die Erzählung der späteren Ereignisse. George Kennan.

*

Die Gründe zum Kriege mit Japan.

Vor dem Abschluß des Vertrages mit China im April 1902 bestand eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Kommandeur von Kwang-tung (Admiral Alexeieff) und mir über die Zweckmäßigkeit der Räumung der Mandschurei und die Bedeutung des südlichen Teiles dieses Landes für uns. Ich war der Meinung, daß die Besetzung der südlichen Mandschurei uns nichts nützen, sondern uns im Gegenteil auf der einen Seite mit Japan in Verwicklung bringen würde infolge der Nähe Koreas und mit China andererseits durch unsern Besitz von Mukden. Ich hielt daher die schleunige Räumung der Südmandschurei und Mukdens für äußerst notwendig. Admiral Alexeieff hatte hingegen als Kommandeur von Kwangtung Veranlassung, anzunehmen, daß die Besetzung der Südmandschurei insofern wichtig sei, als sie die Sicherheit der Bahnverbindung zwischen Kwangtung und Rußland gewährleistete. Diese Meinungsverschiedenheit fand jedoch ihr Ende gelegentlich der Bestätigung des russisch-chinesischen Vertrages vom 26. März 1902 (8. April n. S.). Nach diesem Vertrage mußten unsere Truppen mit Ausnahme derjenigen, denen die Bewachung der Bahn oblag, in gewissen Zeiträumen aus allen Teilen der Mandschurei, sowohl der südlichen als auch der nördlichen, zurückgezogen werden. Diese Lösung der Frage war eine große Beruhigung für das Kriegs-Departement, weil immer eine Hoffnung blieb: eine „Rückkehr zum Westen" in unsern militärischen Angelegenheiten. Im ersten Abschnitt von sechs Monaten mußten wir den westlichen Teil der Südmandschurei räumen von Shan-hai-Kuan bis zum Liaofluß; dies wurde pünktlich ausgeführt. In den folgenden sechs Monaten sollten wir unsere Truppen aus dem übrigen Teil der Provinz Mukden einschließlich der Städte Mukden und Yinkow (Niutschuang) zurückziehen.

Das Kriegs-Departement traf energische Anstalten, den Vertrag über die Räumung der Provinz Mukden in die Tat umzusetzen. Eiligst wurden Baracken für die abziehenden Soldaten zwischen Blagoweschtschensk und Wladiwostok im Amurgebiet errichtet. Transportpläne wurden entworfen und geprobt; die Truppenbewegung hatte begonnen, und Mukden war tatsächlich geräumt worden. Da wurde plötzlich auf Befehl des Kommandeurs von Kwangtung, Admiral Alexeieff, alles aufgehalten. Die Gründe für diese Handlungsweise sind bis zum heutigen Tage nicht genügend aufgeklärt worden. (Dokumente, die ein Licht auf die Handlungsweise des Admirals Alexeieff werfen, findet man am Schluß von General Kuropatkins historischer Erzählung, obgleich sie nicht einen Teil davon bilden. Diese Dokumente geben auch Aufklärung über die wichtige Rolle, die Staatsrat Bezobrazoff im fernen Osten spielte, und über die Quelle seiner außerordentlichen Macht.) Es ist hingegen genugsam bekannt, daß der Wechsel in der Politik, demzufolge die Zurückziehung der Truppen aus der Südmandschurei aufgehalten wurde, zur selben Zeit eintrat, wo der Staatsrat a. D. Bezobrazoff seinen ersten Besuch im fernen Osten machte. Mukden, das wir bereits geräumt hatten, wurde ebenso wie die Stadt Yinkow (Niutschuang) von neuem besetzt. Das Yalu-Holzunternehmen nahm mehr wie je an Bedeutung zu und, um ihm

einen Rückhalt zu geben, und um unsere Unternehmungen in Nordkorea zu unterstützen, entsandte Admiral Alexeieff, der Kommandeur von Kwangtung, eine Kavallerie-Abteilung mit Feldgeschützen nach Fengwangtscheng, einer Stadt auf dem Wege zwischen Mukden und Liao-yang, an der Mündung des Yaluflusses in Nordkorea. So drangen wir, anstatt die Räumung der Südmandschurei zu vollenden, in Teile ein, die wir vorher nie betreten hatten. Zu derselben Zeit ließen wir in Verbindung mit dem koreanischen Holzunternehmen noch andere Unternehmungen zu, trotz der Tatsache, daß deren Urheber, im Gegensatz zu den Instruktionen aus St. Petersburg, bemüht waren, ihnen einen militärisch-politischen Anstrich zu geben. Es ist ganz richtig, daß der unerwartete Wechsel in der Politik, der der Räumung der Provinz Mukden ein Ziel setzte, ein Ereignis von weittragender Bedeutung war. Solange wir an unserer Absicht festhielten, alle unsere Truppen aus der Mandschurei zurückzuziehen und davon absahen, mit unseren Unternehmungen in Korea einzudringen, war die Gefahr eines Bruches mit Japan gering: zurückbleiben sollte eine Abteilung zum Schutz der Bahn und eine kleine Besatzung in Charbin. Wir wurden aber einem Bruch mit jener Macht beunruhigend nahe gebracht, als wir, im Gegensatz zu unserem Vertrage mit China, unsere Truppen in der südlichen Mandschurei beließen, und wir obendrein noch, um unser Holzunternehmen zu fördern, in Nordkorea eindrangen. Ueberdies alarmierte die Ungewißheit über unsere Absichten nicht nur China und Japan, sondern auch England, Amerika und andere Mächte.

Witte schafft den Hafen von Dalny.

Im Frühjahr 1903 wurde unsere Situation im fernen Osten sehr verwickelt. Die Interessen des Amur-Gebietes wurden vollständig in den Hintergrund gedrängt, und General Dukhovski, der Kommandeur und General-Gouverneur jenes Gebietes, war gänzlich unfähig, die wichtigsten Fragen in der Politik des fernen Ostens zu erwägen und zu entscheiden. Inzwischen entstanden in der Mandschurei, also auf chinesischem Gebiet, Unternehmungen, die Millionen von Rubeln verschlangen und wurden rücksichtslos gefördert. Der Finanzminister (M. Witte) baute dort eine Eisenbahn ungefähr 2000 Werst lang. Er verfügte zu ihrem Schutze über ein ganzes Armeekorps und versuchte die wirtschaftliche Bedeutung dieser Bahn dadurch zu heben, daß er gleichzeitig mit der Bahn eine Flotte von Seeschiffen laufen ließ; auf den Strömen der Mandschurei verfügte er über eine Flottille kleinerer Schiffe, von denen einige mit Geschützen und Kanonieren ausgerüstet waren. In militärischer Beziehung war er so unabhängig vom Kriegsdepartement, daß er selbständig gerade die Artillerie zur Bahnwache auswählte. Wladiwostok schien als Endstation den Anforderungen einer internationalen Durchgangslinie nicht mehr zu genügen. So schuf M. Witte in dieser Provinz den geräumigen Hafen von Dalny, ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß die Provinz Kwangtung der Oberhoheit des Provinz-Kommandeurs unterstellt war. Die ungeheuren Geldsummen, die dort ausgegeben wurden, verringerten nicht nur die Bedeutung, sondern schwächten auch die Macht Port Arthurs, weil es nunmehr notwendig wurde, entweder Dalny zu befestigen oder sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, es vom Feinde besetzt und als Operationsbasis gegen uns verwendet zu sehen, was dann später auch wirklich eintraf. Schließlich leitete der Finanzminister die Angelegenheiten der Russisch-Chinesischen Bank und hatte in Peking, Söul und an anderen Punkten seine eigenen Agenten (in Peking z. B. Pokotiloff).

Unglaubliche Pläne Bezobrazoffs.

So zeigte es sich, daß im Jahre 1903 M. Witte im fernen Osten nicht nur Eisenbahnen beaufsichtigte und leitete, sondern auch Truppenkörper, eine Flotte von Handelsschiffen, bewaffnete Flußboote, den Hafen von Dalny und die Russisch-Chinesische Bank. Gleichzeitig enthüllten Bezobrazoff und sein Anhang ihre Unternehmungen in der Mandschurei und Korea und dehnten mit allen nur denkbaren Mitteln ihre Holzspekulation am Yalu aus. Ein unglaublicher Entwurf Bezobrazoffs folgte dem anderen, und im Sommer 1903 wurde mir ein Projekt zur Prüfung vorgelegt, das die sofortige Konzentration einer Armee

von 70 000 Mann in der Südmandschurei vorsah. Seine Absicht war, die Holzgesellschaft als eine Art Schutzwand gegen einen immerhin möglichen Angriff der Japaner auf uns zu benutzen, und in den Jahren 1902 und 1903 nahm seine Tätigkeit und die seiner Anhänger eine sehr beängstigende Form an. Unter anderen stellte Admiral Alexeieff die Forderung, 600 Soldaten in Zivilkleidung in koreanisches Gebiet zu entsenden, ferner eine Streitmacht von 300 Chunchusen (berittene mandschurische Banditen) zum Dienst zu organisieren, den Agenten der Holzgesellschaft 4 Kompagnien Chasseurs (600 berittene Jäger), die in Shakhedze stationiert werden sollten, als Unterstützung zu stellen und Fengwangtscheng mit einem Truppenkörper zu besetzen, der in der Lage wäre, unabhängig zu handeln. Admiral Alexeieff schlug einige dieser Forderungen ab, ließ sich aber unglücklicherweise dazu herbei, eine Kompagnie Chasseurs nach Shakhedze zu verlegen und ein Regiment Kosaken mit Feldgeschützen nach Fengwangtscheng zu entsenden. Diese Maßnahmen waren äußerst verhängnisvoll für uns. Denn sie wurden zu einer Zeit getroffen wo wir die Verpflichtung hatten, die Provinz Mukden in ihrem ganzen Umfang zu räumen.

Die Minister der Finanzen, des Aeußeren und des Krieges (Witte, Lamsdorff und Kuropatkin) erkannten wohl die Gefahr, die uns drohen würde, wenn wir die Erfüllung unseres Versprechens, die Mandschurei zu räumen, immer länger verzögerten und ganz besonders, wenn wir nicht bald der Tätigkeit Bezobrazoffs in Korea ein Ziel setzten. Infolgedessen veranlaßten diese drei Minister die Ernennung eines besonderen Rates, der sich am 5. April 1903 in St. Petersburg versammelte. Diese Versammlung zog gewisse Vorschläge, die Bezobrazoff ihr schriftlich gemacht hatte, in Erwägung. Sie hatten die Stärkung der strategischen Position Rußlands zum Gegenstand. Alle drei Minister erklärten sich entschieden gegen die Vorschläge Bezobrazoffs und kamen dahin überein, daß, wenn sein Unternehmen am Yalu bestehen bleiben sollte, dies nur nach streng kaufmännischen Grundsätzen geschehen könne. Der Finanzminister legte bündig dar, daß Rußlands Aufgabe im fernen Osten für die nächsten fünf oder zehn Jahre darin bestehen müßte, jene Gegend zu beruhigen und das dort bereits begonnene Werk zu Ende zu bringen. Er führte weiterhin aus, daß, obwohl die Ansichten der einzelnen Departements der dortigen Regierung teilweise auseinandergingen, es dennoch dort nie, soweit es die Minister des Krieges, des Aeußeren und der Finanzen angehe, zu Konfliklen gekommen sei. Der Minister des Aeußeren hob hervor, daß die Hauptgefahr gerade in dem Vorschlag Bezobrazoffs liege, die Zurückziehung der Truppen aus der Mandschurei aufzuhalten.

Der Zar greift ein.

Seine Kaiserliche Majestät wohnte dieser Versammlung bei und bemerkte, daß ein Krieg mit Japan äußerst unerwünscht wäre, und wir uns bemühen müßten, die Ruhe in der Mandschurei wiederherzustellen. Die Gesellschaft, die sich zum Zwecke der Ausbeutung des Bauholzes am Yalufluß gebildet hatte, müßte streng kaufmännisch organisiert sein, etwa gewünschte fremde Beteiligung zulassen und jedes militärischen Charakters entkleidet werden. Ich erhielt sodann den Befehl, mich nach dem fernen Osten zu begeben, um mich zunächst selbst über unsere dortige Lage zu orientieren und mir Gewißheit über die Stimmung in Japan zu verschaffen. Ich wurde dort äußerst herzlich empfangen und erhielt die Versicherung, daß die Regierung einen Bruch mit Rußland zu vermeiden wünsche. Es sei aber für uns durchaus geboten, in der Mandschurei in vollkommen ordnungsmäßiger Weise zu verfahren und uns jeder Einmischung in koreanische Angelegenheiten zu enthalten. Wenn wir das Wagnis betreffend Bezobrazoff & Comp. weitertreiben würden, drohten uns ernstliche Zerwürfnisse. Diesen Bescheid telegraphierte ich nach St. Petersburg. Seit meiner Abreise hatte inzwischen die Gefahr eines Bruches mit Japan, Koreas wegen, schon beträchtlich zugenommen — besonders als am 7. Mai 1903 (19. Mai n. S.) der Finanzminister ankündigte, daß er (der Minister) nach einer Verständigung mit dem Staatsrat Bezobrazoff, soweit es das Wesen der Sache angehe, mit diesem übereinstimme.

In der Konferenz, die dann bei meiner Ankunft in Port Arthur abgehalten wurde, kamen Admiral Alexeieff, Lessow, der russische Gesandte in China, Pawloff, der russische Ge-

sandte in Korea, und ich dahin überein, daß das Yalu-Unternehmen einen rein kaufmännischen Charakter haben sollte. Ich bemerkte sogar, daß es nach meiner Ansicht am besten ganz und gar aufgegeben würde. Ich brach den Widerspruch verschiedener Armeeoffiziere, die beteiligt waren, und riet dem Leutnant-Kolonel Madritoff, der die militärische und politische Seite des Unternehmens handhabte, entweder auf seinen Offiziersberuf zu verzichten oder seine Beschäftigung bei dem Unternehmen aufzugeben, die sich meines Erachtens nicht für einen Offizier des Generalstabs schickte. Er wählte das erstere.

Admiral Alexeieff versicherte mir wiederholt, daß er den Plänen Bezobrazoffs vollständig ablehnend gegenüberstehe, daß er sie mit aller Strenge unterdrücken werde, und daß er ein überzeugter Verteidiger eines friedlichen russisch-japanischen Einverständnisses sei. Ich fuhr nach St. Petersburg zurück in dem festen Glauben, daß die Vermeidung eines Bruches mit Japan gänzlich in unsere Hand gegeben war. Die Resultate meines Besuches im fernen Osten wurden dem Kaiser in einem besonderen Bericht am 24. Juli 1903 (6. August n. S.) unterbreitet. In diesem Bericht gab ich freimütig meiner Meinung Ausdruck, daß wir dem unsicheren Zustand in der Mandschurei und der abenteuerlichen Tätigkeit Bezobrazoffs in Korea ein Ende machen müßten. Sonst wäre ein Bruch mit Japan zu erwarten. Abschriften dieses Berichtes wurden dem Minister des Aeußern und dem Finanzminister zugestellt und fanden ihren Beifall.

Die Beurteilung des Protestes Kuropatkins in der Oeffentlichkeit.

Auf mir unbekannte Weise gelangte mein Bericht in die Oeffentlichkeit, und am 11. Juni 1905 (24. Juni n. S.) brachte die Zeitung „Razsvet" einen Artikel von einem gewissen Roslawleff, betitelt: „Wer ist der Urheber?" Der Zweck dieses Artikels war, zu beweisen, daß ich mit unter die Personen zu rechnen sei, die für den Bruch mit Japan verantwortlich gemacht werden müßten, und zwar deshalb, weil ich aus Furcht vor Bezobrazoff die Protokolle der Versammlung zu Port Arthur unterzeichnet hätte, denen zufolge das Yalu-Unternehmen unter den Schutz der russischen Truppen gestellt und so die Räumung der Mandschurei aufgehalten wurde. (Die Dokumente am Ende der Erzählung Kuropatkins werden klarlegen, warum man vermuten konnte, daß ein Offizier von der gleichen Machtbefugnis wie der Kriegsminister selbst einen Bezobrazoff fürchten könnte, einen entlassenen Beamten des Zivildienstes, der persönlich absolut keine Bedeutung hatte.) Der oben erwähnte Artikel wurde von zahlreichen russischen und ausländischen Blättern nachgedruckt, ohne daß je eine Widerlegung der in ihm enthaltenen falschen Darstellungen, die derselbe hinsichtlich meiner angeführten Tätigkeit betreffend die Unterzeichnung gewisser phantastischer Protokolle enthielt, gebracht worden wäre. M. Roslawleff führte aus meinem Bericht an den Kaiser folgende Punkte und Paragraphen an:

„Unsere Aktionen im Yalubecken und unsere Haltung in der Mandschurei haben feindselige Gefühle gegen uns in Japan hervorgerufen, die bei einem unvorsichtigen Schritt unsrerseits zum Kriege führen können. Die Operationen des Staatssekretärs Bezobrazoff werden, im Falle der Ausführung, unvermeidlich zu einer Verletzung des Vertrages führen, den wir am 26. März 1902 (8. April n. S.) mit China abschlossen, und werden ebenso unvermeidlich Verwickelungen mit Japan herbeiführen . . . Die Tätigkeit des Staatssekretärs Bezobrazoff zu Ende des letzten und Anfang dieses Jahres hat schon eine Verletzung des Vertrages mit China und einen Bruch mit Japan zustande gebracht . . . Auf das Ansuchen Bezobrazoffs entsandte Admiral Alexeieff eine Abteilung Jäger nach Shakhedze (am Yalu) und verlegte einen Truppenkörper nach Fengwangtscheng. Diese Maßnahmen setzten der Räumung der Provinz Mukden ein Ende . . . Unter anderen Beteiligten an den Yalu-Unternehmungen, die Admiral Alexeieff viel Verdruß bereiteten, befindet sich auch Staatsrat Balasheff, der eine ebenso kriegerische Gesinnung hatte wie Bezobrazoff. Wenn es dem Admiral Alexeieff nicht gelungen wäre, eine Botschaft Balasheffs an Kapitän Bodisco aufzuhalten, „nämlich alle Japaner einzufangen", „sie öffentlich zu bestrafen", „mit Salven zu operieren", dann hätte es schon vor dieser Zeit einen blutigen Zusammenstoß am Yalu gegeben. Unseligerweise kann dies jeden Tag passieren, gerade

jetzt . . . Im Juni 1903 entstanden zwischen den Beamten der Bezobrazoff-Gesellschaft und denen eines japanisch-chinesischen Syndikats arge Reibereien. Dieses hatte im März von der koreanischen Regierung eine Holzkonzession in derselben Gegend erhalten. Zwei Chinesen wurden von den Russen erschossen, und die dem Syndikat gehörigen Flöße wurden weggenommen. Balasheffs Botschaft bezog sich wahrscheinlich auf diesen oder einen ähnlichen Vorfall und Kapitän Bodisco, an den jene Botschaft gerichtet war, war wahrscheinlich ein Offizier im Dienste der Bezobrazoff-Gesellschaft am Yalu . . . Während meines Aufenthaltes in Japan hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, mit welch nervöser Besorgnis das Volk unsere Tätigkeit am Yalu verfolgte, wie es unsere Absichten übertrieb, und wie es sich darauf vorbereitete, seine koreanischen Interessen mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Unsere wirksamen Unternehmungen haben dort die Ueberzeugung hervorgerufen, daß Rußland jetzt im Begriff steht, zum zweiten Teil seines Programms im fernen Osten überzugehen, nämlich, nachdem die Mandschurei verschlungen wäre, auch Korea zu verschlucken. Die Erregung in Japan ist derart, daß, wenn Admiral Alexeieff nicht weise Vorsicht geübt hätte, wir jetzt mit Japan im Kriege lägen, im Falle er alle Vorschläge Bezobrazoffs hätte durchgehen lassen. Es ist absolut keine Veranlassung, anzunehmen, daß einige wenige Offiziere und Soldaten, die am Yalu Holz schlagen, von irgendwelchem Nutzen in einem Kriege mit Japan sein werden. Ihr Wert ist verschwindend gering im Vergleich zu der Gefahr, die das Holzunternehmen heraufbeschwor, indem es die Gemüter des japanischen Volkes in gewaltige Erregung versetzte . . . Es mag genügen, daß, nach Ansicht des Admirals Alexeieff und unserer Gesandten in Peking, Söul und Tokio, das Holzunternehmen die Veranlassung zum Kriege war, und dieser Meinung bin auch ich."

Nach Anführung obiger Punkte und Paragraphen meines Berichtes sagt nun M. Roslawleff weiter:

„So warm, so beredt und so scharfsinnig verurteilte Kuropatkin das Yalu-Wagnis, und so klar sah er am politischen Horizont die vernichtenden Folgen für Rußland voraus. Warum aber erhob dieser kühle und klarsehende Ankläger denn nicht Widerspruch gegen die Entscheidung der Versammlung zu Port Arthur? Warum unterzeichnete er, nach einigen scharfen Bemerkungen über Bezobrazoff die Protokolle des Rates, die das Yalu-Abenteuer unter den Schutz russischer Truppen stellte und dadurch die Räumung der Mandschurei aufhielt? Warum? Einfach deshalb, weil damals alle Welt Angst vor Bezobrazoff hatte."

Was die Port-Arthur-Versammlung wirklich tat.

Solche Anklagen, die eine so weite Verbreitung gefunden hatten, erfordern eine Erklärung.

Die in Port Arthur zusammenberufene Versammlung war zu dem Zweck berufen worden, wenn möglich, Mittel und Wege zu finden, die mandschurische Angelegenheit in Ordnung zu bringen, ohne daß die Würde Rußlands Einbuße erlitte. Zugegen waren bei dieser Versammlung außer Admiral Alexeieff und meiner Person der Wirkliche Staatsrat Lessar, russischer Gesandter in China, Chamberlain Pawloff, russischer Gesandter in Söul, Generalmajor Vogak, Staatsrat Bezobrazoff und M. Plancon, ein Offizier im diplomatischen Dienst*). Der Wille des Kaisers, daß unsere Unternehmungen im fernen Osten nicht zum Kriege führen sollten, war uns allen bekannt, und wir sollten Mittel ausfindig machen, den kaiserlichen Willen zur Durchführung zu bringen. Welches diese Mittel nun sein sollten darüber waren die Meinungen verschieden. Wegen der wesentlichsten Fragen jedoch herrscht, völlige Einigkeit. Hierzu gehörten:

1. Die Mandschurische Frage.

Am 20. Juni (3. Juli n. S.) sprach die Versammlung über diese Frage folgendes Urteil aus: „Wegen der außerordentlichen Schwierigkeiten und der ungeheuren Verwaltungskosten, die eine Annexion der Mandschurei im Gefolge haben würde, kommen alle Mitglieder des Rates dahin überein, daß eine Annexion im Prinzip nicht wünschenswert er-

*) Bevollmächtigter in Peking während des Urlaubs, den der Gesandte Lessar zur Wiederherstellung seiner Gesundheit im Frühjahr 1903 nahm. G. K.

scheine. Dieser Beschluß erstreckt sich nicht nur auf die Mandschurei als solche, sondern auch auf ihren nördlichen Teil."

2. Die Koreanische Frage.

Am 19. Juni (2. Juli n. S.) entschied die Versammlung dahin, daß die Besetzung Koreas oder auch nur des nördlichen Teils unvorteilhaft für Rußland und deshalb nicht wünschenswert sein würde. Ueberdies könnte unsere Tätigkeit im Yalubecken Japan Veranlassung geben, zu befürchten, daß wir von dem nördlichen Teil der Halbinsel Besitz ergreifen würden. Am 24. Juni (7. Juli n. S.) lud die Versammlung den Wirklichen Staatsrat Balasheff und den Kolonel Madritoff vom Generalstab ein, vor ihr zu erscheinen und die Statuten des Yalu-Unternehmens zu erläutern. Nach ihrem Zeugnis schien das Geschäft gesetzlich organisiert zu sein. Die Gesellschaft hatte die Erlaubnis der chinesischen Behörden, nördlich vom Yalu Holz zu schlagen, und besaß eine Konzession der koreanischen Regierung, den südlichen Teil auszunutzen. Obgleich nun das Unternehmen in gewisser Hinsicht seinen herausfordernden Charakter verlor, nach dem Beschluß der in St. Petersburg am 5. April 1903 (18. April n. S.) tagenden Versammlung, wurde dennoch in der Provinz Kwangtung bekannt, daß die Unternehmungen nicht als rein kaufmännisch angesehen werden könnten, da seine Angelegenheiten von Kolonel Madritoff vom Generalstabe geleitet würden, obwohl dieser Offizier nicht offiziell in den Diensten der Gesellschaft stand.

Nach Erwägung aller dieser Tatsachen kamen die Mitglieder der Versammlung zu dem Entschluß, daß, „obwohl die russische Holzgesellschaft tatsächlich ein Handelsunternehmen zu sein scheine, ihre Verwendung von Offizieren des aktiven Heeres bei Arbeiten von militärischer Bedeutung, ihr jedoch zweifellos einen politisch-militärischen Charakter gäbe. Die Versammlung erkannte daher die Notwendigkeit an, Maßregeln zu ergreifen, um das Unternehmen zu einem reinen Handelsunternehmen zu machen, und Offiziere der aktiven Armee von der Beteiligung auszuschließen, und endlich die Leitung der Holzgeschäfte in die Hände solcher Personen zu legen, die nicht in Diensten des Reiches ständen. Am 24. Juni (7. Juli n. S.) wurden diese Beschlüsse von allen Mitgliedern der Versammlung, einschließlich des Staatsrats Bezobrazoff, unterzeichnet.

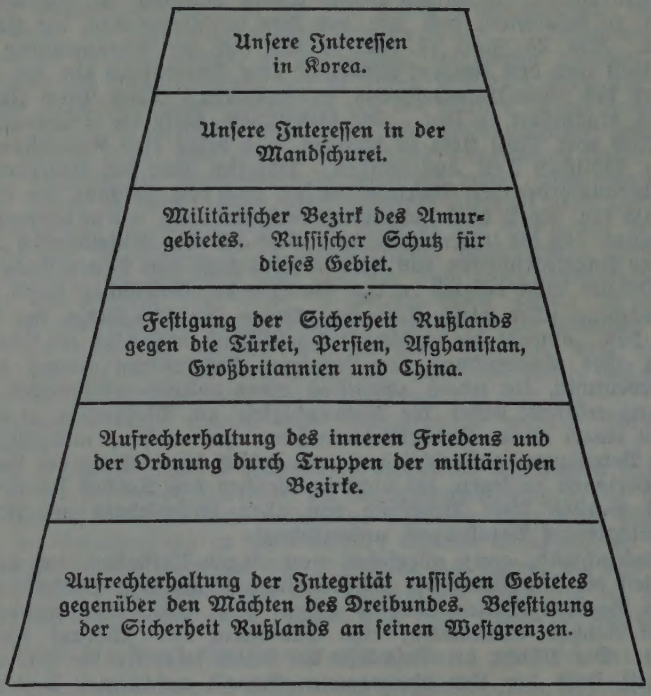
Es ist einleuchtend, ganz abgesehen von obigen Tatsachen, daß die Darstellung, in der M. Ralawleff die Mitglieder der Versammlung beschuldigt, Protokolle unterzeichnet zu haben, die dem Bezobrazoffschen Wagnis einen Platz unter den nutzbringenden Unternehmungen des Reiches einräumten, eine Täuschung ist. Worauf diese sich begründet, wissen wir nicht. Die Pflicht, die Beschlüsse des Rates sofort in die Tat umzusetzen, wurde Admiral Alexeieff kraft der ihm übertragenen Gewalt auferlegt. Das allererste, was er nun zu tun hatte, und wozu er vollauf berechtigt war, war, unsere Truppenabteilung aus Fengwangtscheng und die Kompagnie Jäger vom Yalufluß zurückzurufen. Warum dies nicht geschah, weiß ich nicht. Ich untersagte dem Kolonel Madritoff, seine Verbindung als Generalstabs-Offizier mit der Holzgesellschaft aufrechtzuerhalten. Wenn er und andere Offiziere sich dennoch an dem Unternehmen beteiligten, so geschah es ohne meine Einwilligung.

Trotz der Bemühungen des Admirals Alexeieff, dem Yalu-Unternehmen das Aussehen eines reinen Handelsgeschäftes zu geben, fürchtete ich dennoch, daß es auch weiterhin eine politische Bedeutung beibehalten würde, zumal man in der ganzen Welt davon sprach. In meinem Bericht vom 24. Juli 1903 (6. August n. S.), der dem Kaiser nach meiner Rückkehr aus Japan vorgelegt worden war, vertrat ich denn auch die Ansicht, daß den Maßnahmen der Holzgesellschaft ein Ziel gesetzt werden müßte, und man das ganze Unternehmen an Fremde verkaufen sollte.

Müssen wir das russische Kaiserreich gefährden?

Der Gedanke, daß unsere Interessen in Korea, die außerdem ganz geringfügiger Natur waren, uns in einen Konflikt mit Japan bringen könnten, verursachte mir stets Unbehagen während meines Aufenthaltes in diesem Lande. Am 13. Juni 1903 (26. Juni n. S.) schrieb ich auf der Reise nach Nagasaki folgende Zeilen in mein Tagebuch:

Wenn man von mir, vom militärischen Standpunkt aus und im Hinblick auf die wachsende Bedeutung der russischen Interessen in verschiedenen Teilen des Reiches, ein Urteil einfordern sollte, würde ich dies in die Form einer Pyramide kleiden und die unbedeutendsten unserer Interessen an die Spitze dieser Figur und die wichtigsten an deren Fuß setzen, etwa wie folgende Figur zeigt:



Diese Figur zeigt klar, worauf das Kriegsministerium sein Hauptaugenmerk zu richten hatte und wie für die Zukunft die Hauptkräfte und Hilfsquellen Rußlands zu verwenden waren. Die Interessen, die unserer Stellung als Nation zugrunde liegen, sind erstens die Verteidigung der territorialen Integrität des Reiches gegen die Mächte des Dreibundes und zweitens die Verwendung aller Kräfte unserer militärischen Bezirke zur Erhaltung des inneren Friedens und der Ordnung. Das sind unsere vornehmsten Aufgaben, und alles andere ist im Vergleich hiermit von untergeordneter Bedeutung. Die Figur zeigt weiter, daß unsere Interessen im Amurgebiet für wichtiger anzusehen sind als die in der Mandschurei, und diese wiederum rangieren vor denen in Korea. Gleichwohl bin ich besorgt, weil in letzter Zeit unsere nationale Tätigkeit auf Ereignissen im fernen Osten aufgebaut wird und in diesem Falle müßte man die Pyramide umdrehen und auf die schmale koreanische Spitze stellen. Aber ein Bauwerk mit solch einem Grundstein muß zusammenfallen. Kolumbus löste das Problem, ein Ei auf seinem spitzen Ende stehen zu lassen, indem er einfach die Spitze zerbrach. Müssen wir, um unsere Pyramide auf ihrer schmalen koreanischen Spitze stehen zu lassen, das russische Reich zertrümmern? Nach meiner Rückkehr aus Japan zeigte ich M. Witte obige Figur, und auch er fand sie richtig.

(Deutsch von Wilhelm Fricke.)

(Fortsetzung folgt.)

Die Stimme des Bluts. Von Hermann Bahr. (Schluß.)

Abends aber kam Alban und sagte: „Jetzt sollst Du hören, was ich Dir verschwieg. Ich hatte nicht den Mut. Auch war mit Deinen Eltern abgemacht, Dir nichts zu sagen. Nun aber muß es wohl sein. Und ich bin froh. Ich hatte schon ein schlechtes Gewissen vor Dir. Höre mich, Pia. Du bist stark, Dir wird es helfen. Höre mich an."

Sie lag auf dem Sofa, matt und wirr von der lauen Luft, die nach Wogen und Blüten roch. Er ging durch das kleine Zimmer, auf und ab, in den süßen Dunst seiner Zigarette gehüllt, sich erinnernd. Draußen war die Nacht, lauernd ausgestreckt, wie ein geduckt wachender, großer, schwarzer Hund.

„Weißt Du noch? Jetzt wird es bald ein Jahr. Es war der Geburtstag meines Vaters, Du kamst mit Deinem, wir hatten gegessen, die Eltern blieben sitzen, wir aber fort in den Garten, wo der junge Krokus schon, blau, weiß, gelb, und die frühen Narzissen aus der warmen Erde schossen, fast unter unseren Augen, so schnell. Und da warst Du mir plötzlich anders als sonst. Ich aber auch. Eben hatten wir uns noch geneckt. Die Mama sagte noch: Ihr werdet auch nie mehr gescheit, es wäre schon endlich einmal Zeit! Eben hatten wir noch gelacht. Jetzt aber, wie ich Dich auf der jungen Wiese stehen sah, an den Stamm des Nußbaumes gelehnt, der noch kahl und grau war — ich sehe Dich noch unter den weit gestreckten, wie hinaus greifenden leeren Aesten, Du schienst auf einmal größer, und in Deinen Augen, die wegsahen, war etwas erwacht, das ich nicht kannte, eine Furcht oder eine Scham oder ein Wunsch, von diesem allen war es in deinen Augen erwacht, und ich höre dich noch, mit einer Stimme, die mir unbekannt war, plötzlich sagen: Bitte, bringe mir ein Tuch! Ich wunderte mich, weil der Abend warm und still war. Und als Du das Tuch hattest, schien es mich weit von Dir zu trennen. Das war das Mädel nicht mehr, mit dem der Bub spielte. Ich sah jetzt eine fremde Frau. Noch heute weiß ich, wie seltsam mir das war."

„Und dann nahm mich der fremde Mann," sagte Pia, mit geschlossenen Augen, sich erinnernd, leise lächelnd; „nahm mich, und wir küßten uns und waren verlobt, und ich staunte gar nicht, als ob ich das ja schon immer gewußt hätte, auch als ich noch ein ganz kleines Kind war, seit je."

„Wir küßten uns," sagte Alban, „und waren verlobt. Dann gingst Du. Denn niemand, wolltest Du, sollte Dich mehr an diesem Tage sehen."

„Ganz still," sagte sie, „trug ich mein Glück heim, mit bebenden Händen, vor Angst, auszuschütten."

„So gingst Du, ja, leise vorgeneigt, fast ein wenig gebückt, und als wenn es Dir zu schwer wäre. Ich sah Dir nach und rief Dich noch. Aber Du gingst, langsam hinschreitend, ohne zurückzusehen. Dann holten sie mich hinein, alle fragten nach Dir, ich tat geheimnisvoll und war voll Uebermut und trieb nur Possen. Endlich ging Dein Vater, es war spät, meiner wollte nun auch schlafen. Da, ganz zuletzt, so hatte ich mir das ausgedacht, ganz nebenhin sagte ich: Ja, Papa, daß ich nicht vergesse! Denke Dir, ich habe mich mit Pia verlobt. Wir wollen aber nicht lange herumziehen, sondern möglichst rasch in Ordnung kommen. Also sei so gut und veranlasse,

was nötig ist! Das hatte ich mir noch so im Garten ausgedacht und freute mich, weil er dann immer zu nett ist, wenn er, von meinen Frechheiten erschreckt, gewaltig böse tut und doch heimlich frohlocken muß. Er sagt ja gern, er sei wehrlos gegen mich, denn er finde in mir sich selbst und seine Jugend wieder, mit allen Unverschämtheiten, zu welchen ihm nur damals der Mut gefehlt hätte. Wie ich jetzt sei, wäre er damals gern gewesen. Was ich nun stets das richtigste Verhältnis zwischen Vater und Sohn fand. Ja. Daß jener, alternd, seine Jugend in diesem erfüllt sieht. Ja."

Er schwieg und trat zum Fenster. Unten schlug das Meer an die Felsen, zerbrach und schrie zornig.

Dann sagte sie: „Ja. Oft sprachen wir davon. Es muß ein wunderschönes Gefühl sein. Und ich war Dir immer ein bißchen neidisch um Deinen Vater."

„Ja," sagte er. „Aber höre nur. Deshalb eben."

„Ja, neidisch," sagte sie noch einmal. „Auch jetzt noch. So häßlich ist das von mir und schlecht gegen meinen toten Vater."

„Höre nur," sagte er.

„Ja," sagte sie.

Aber lange blieb er noch am Fenster und schwieg, während sie wartete. Und seltsam war dann seine Stimme, hart und fremd, als er sprach: „Es wird mir schwer, ich sehe ihn noch, ich höre ihn noch, ich weiß noch jedes Wort, dies alles kann ich Dir sagen, aber das Entsetzen, das plötzlich im Zimmer lag — nein, Pia, das wirst Du nicht verstehen! Nun, höre mich an! Es war doch nur ein Scherz von mir, nicht wahr? Und ganz in seiner Art, der es ja, nicht wahr, gefallen muß, wenn zwei junge Leute, ich und Du, ohne wen zu fragen, selbst ihr Leben bestimmen, was doch wirklich auf der ganzen weiten Welt sonst niemanden was angeht. Er aber, statt zu lachen — Du kennst ihn doch: er, der schon den Knaben mehr wie einen Freund, einen jüngeren Bruder hielt, der nur Spott für die väterliche Gewalt hat, der immer sagt, Eltern können von den Kindern mehr lernen als umgekehrt, erinnere Dich, was vielleicht nur seine Form ist, sich gegen das Alter zu wehren und mit einem wahren Trotz den anderen, aber besonders sich selbst eine ewige Jugend vorzutäuschen. Und nun! Furchtbar war es! Furchtbar, diesen Mann, der sich mit solchem lässigen Stolz in der Hand hält, spöttisch mit allem spielend, zum ersten Male sich verlieren und einem unbegreiflichen Zorn, einer namenlosen Angst erliegen zu sehen. Ich wurde heftig, er schrie, die Mutter verließ uns. Ich drohte, mit Dir in die Welt zu laufen, ob er die Polizei nach uns hetzen würde? Und da, das werde ich niemals vergessen, da saß der große starke Mann plötzlich vor mir, den Kopf in seinen Händen, und weinte."

Er schwieg. Sie fragte, beklommen: „Warum hast Du mir das nie erzählt? Nie hast Du mir davon erzählt!"

„Nein," sagte er, „ich habe Dir das nie erzählt. Höre nur. Ich stand und sah den weinenden Vater an. Ich kann Dir das nicht schildern. Wenn das Meer austrocknen, die Sonne frieren, der Stein zu Dir reden würde — irgend etwas, stell Dir vor, geschieht, wovon Du weißt, daß es nicht geschehen kann! Dann bat er mich. Ich solle nicht fragen. Es darf nicht sein! Ich aber immer nur: ich muß. Bis er mir dann am Ende — bis er es mir gestand."

„Was?“ fragte Pia.

In einem häßlichen und hämischen Ton gekränkter Scham sagte Alban: „Gott, eine lange Geschichte. Er habe ja meine Mutter heute noch lieb, aber sein unbändiges Blut, ihr stilles, scheues, leicht verschrecktes Wesen, eine vortreffliche Frau, aber er müsse doch sagen, für ihn zu klein, zu genügsam und unfähig, mit ihm aufzufliegen, und was weiß ich! Wozu das erst? Ich weiß ja, daß er nicht gewohnt ist, sich eine Frau, die ihm gefällt, zu versagen. Aber dann begann er sie mit Deiner Mutter, Pia, zu vergleichen und von Deiner Mutter zu erzählen, wie sie war. Ich kann mich ja nicht mehr erinnern, ich war noch ganz klein, als sie starb. Aber sie muß was Wunderschönes gewesen sein. Von einer Art, die nicht unter die Menschen paßt. Man hatte, sagte er, immer das Gefühl: ein stolzer fremder Vogel unter Spatzen! Aber das ging wohl hauptsächlich auf Deinen Vater.“

„Alban!“ rief sie, zornig flehentlich.

„Warte nur ab,“ sagte er, brüsk.

„Nein, Du darfst meinen Vater nicht schmähen!“ Und vor Zorn begann sie zu weinen: „Meinen armen Vater!“

„Er ist nicht Dein Vater,“ sagte er.

Sie standen und sahen sich an.

„Nein,“ sagte Alban. „Mein Vater erzählte mir, was Deine Mutter bei diesem braven lautlosen Menschen litt, ohne seine Schuld. Und mein Vater kann Frauen nicht leiden sehen. Und so bist Du seine Tochter.“

Sie stand ganz starr, die rechte Hand an der Stirne. Endlich konnte sie nur sagen: „Bitte, laß mich jetzt allein!“ Und als er blieb: „Ich muß jetzt allein mit mir sein, Alban!“

Er sagte: „Nein, mein armes Kind, jetzt lasse ich Dich nicht allein.“

Sie trat ans Fenster, wie zurückweichend. Und dann kehrte sie sich zu ihm und sah ihn lange an, als ob es zum ersten Male wäre. Und dann sagte sie ganz ruhig: „Dann wären wir ja Bruder und Schwester.“

Er sagte: „Ja, mein Vater sagte, daß wir Bruder und Schwester wären.“ Dann trat er langsam auf sie zu. Und leise sagte er: „Fürchte Dich nicht!“

„Warum soll ich mich fürchten?“ fragte sie. „Nein, Alban! Ich fürchte mich nicht. Wenn wir auch Bruder und Schwester sind, ich kann Dich nicht anders lieben. Nein, das kann ich nicht.“ Sie schwieg und sah ihn an und dann nickte sie und nahm ihre ganze Kraft und sagte: „Ich muß Dich ebenso lieben, das weiß ich.“

„Nicht wahr?“ sagte Alban.

„Ja,“ sagte Pia.

Er nickte. „Das war meine Antwort an den Vater. Wir müssen. Ich weiß nur, daß ich muß.“

Sie hatte die Augen zu, stand starr und sagte: „Wir müssen.“

„Aber,“ sagte er und nahm ihre zuckende Hand, „aber wir sind gar nicht Bruder und Schwester, kleine Pia! Und ich bin doch eigentlich recht froh, nicht?“ Er wollte lachen, aber es gelang nicht. Sie zitterte, jetzt war ihre Kraft aus. Da sagte er und hätte gern gespottet: „Denn denke Dir, wie lustig sich die Geschichte jetzt dreht. Denke Dir: am nächsten Morgen kam Dein Vater, jener nämlich, der bisher der Meinung war, Dein Vater zu sein,

zu meinem Vater, jenem nämlich, der bisher der Meinung war, mein Vater zu sein, und er kam im größten Schreck und saß erst lange mit meiner Mutter zusammen, und dann saßen die beiden Männer zusammen und dann alle drei und dann hieß es, daß wir heiraten könnten. Sehr einfach: wir hatten bloß die Väter vertauscht. Deiner war meiner, meiner Deiner geworden. Woraus man lernen mag, daß der Spatz im eigenen Haus deswegen doch draußen noch immer sein Glück machen kann. Und auf das schönste war alles aufgeklärt. Amen!"

Sie hob leise die Hand, seinen höhnischen Ton abzuwehren.

„Nun ja," sagte er, „ist der Spaß nicht gut? Findest Du nicht? Und uns kann es ja gleich sein. Nicht? Da sich ja schließlich doch alles aufgeklärt hat! Aufgeklärt, sagte Dein Vater, als er sich plötzlich in meinen verwandelte."

Sie sagte: „Es steht uns nicht zu, sie zu richten." Und sie sann eine Weile. Und dann: „Nur das kann ich nicht verstehen: jahrelang so nebeneinander zu leben, im Geheimnis."

Er nickte. „Wenn man weiß, wie stolz er tut, jede Lüge, jedes Vorurteil zu verachten! Wie narren sich die Menschen!"

„Aber Alban, hast Du mir es denn nicht auch verschwiegen? Und ich dachte, jeden Hauch von Dir zu wissen."

„Es war gut gemeint. Ich wollte es Dir ersparen."

„Ja," sagte sie, „sie wollten es einander wohl auch ersparen. Das wird es gewesen sein. Aber ich denke, dazu hat man kein Recht. Nein, Alban, das darfst Du nie! Du sollst mich nicht für wehleidig halten. Das darfst Du nie mehr!"

Er nahm ihre Hand und sagte leise: „Es war nicht bloß das, nein. Sondern ich ... ich hab mich so geschämt." Und, noch leiser: „Verstehst Du? Für ihn."

Er ging von ihr weg und lange durchs Zimmer. Dann, am Fenster, sagte er in die schwarze Nacht hinaus: „Denke Dir nur, da waren zwei Menschen, seine Frau und sein Freund, ihm beide wert, und beide betrog er: mit dem guten Recht, das sich der Starke nimmt. Der Liebe zur Frau, der Neigung zum Freunde, war eine leise Verachtung beigemischt: sie ist eine Frau, die mir nicht genügen kann, er ist ein Mann, der seiner Frau nicht genügt. Wir sind größer, wir brauchen mehr, als Ihr zu geben habt, Eure Schuld also! Das war sein Gefühl, und so war sein Gewissen gut. Und nun? Nun fällt dies alles plötzlich von ihm ab. Er selbst nun einer, der zu schwach, zu gering für eine Frau ist, er, der sich vermaß, ihr Schicksal zu sein! Er selbst nun zu seinem kleinen Freunde herabgesetzt, den er ein wenig beschützt und ein wenig bedauert und mit der Geduld des Stolzen ertragen hatte. Und die stille Verachtung, der leise Spott gegen sie springt nun auf ihn selbst zurück. Einer, der jahrelang König war, im Gefühl seiner Macht, und plötzlich hört er: Ja, wir haben Dich den König machen lassen und schwiegen dazu. Verstehst Du, daß das einen Menschen zerbrechen muß?"

„Nein," sagte sie.

Er wandte sich am Fenster nach ihr um.

„Nein," wiederholte sie.

„Was meinst Du?" fragte er verwundert.

„Nein," sagte sie langsam und jedes Wort wägend, „dies alles kann ich nicht verstehen. Mir könnte das nichts tun. Wie seid Ihr denn? Erfährt denn ein Mensch von außen erst, was er ist? Aus der Meinung der anderen oder durch sein Schicksal? Bleibt ihm denn nicht sein eigenes Gefühl? Es muß doch bei mir selbst entschieden sein, was ich bin. Und auch, was die anderen sind. Wer kann mir das nehmen?" Sie sprach sich heiß und rot. Dann, sich schüttelnd, sagte sie noch: „Ich weiß schon, daß es nicht die richtigen Worte sind, aber ich weiß, ich habe recht."

„Du bist seine Tochter," sagte Alban.

„Und," fuhr sie fort, „hättest Du mir jetzt bewiesen, daß wir Geschwister sind — nun, vielleicht hätte ich mich verwirren lassen, wochenlang vielleicht, aber ich wäre durchgekommen. Am Ende doch. Bin ich Deine Schwester, wenn ich als Frau für Dich fühle? Was ich fühle, bin ich. Das ist meine Sicherheit, welche gibt es sonst? Soll ich es mir vom Namen vorschreiben lassen? Ich heiße Deine Schwester, also sei mein Gefühl danach? Ich heiße Deine Frau, also muß es anders sein? Wie seid Ihr denn, daß Ihr dies könnt? Auf Kommando, nach Namen? Ich bin nicht so! Ich nicht! Ich kann meine Gefühle nicht wechseln, was immer auch geschehen mag."

„Du bist seine Tochter," sagte Alban. „Ganz ebenso hat er sich aufgerafft. Fast mit den nämlichen Worten. Als er es erfuhr, ließ er mich kommen. Auch der andere war da. „Ich habe Dir gestern gesagt, daß ihr nicht heiraten könnt." Ich fiel ein: „Wir werden es, denn mein Gefühl" — Er ließ mich nicht ausreden. „Dein Gefühl hat recht, ihr könnt heiraten." Und auf den anderen zeigend: „Erlaube, daß ich Dich mit Deinem Vater bekannt mache, mit Deinem wirklichen Vater." Ich werde niemals den Ton vergessen, in dem er sagte: wirklichen. Ein solcher Haß, ein solcher Hohn, ein solcher Schlag, dem anderen ins Gesicht! Und er fragte mich, ob er jetzt Sie zu mir sagen müßte. Er nannte mich: Lieber junger Freund! Er fragte, ob er uns vielleicht störe, da wir doch sicherlich den Wunsch hätten, uns auszusprechen, nach so vielen Jahren. Ich sagte, ich hätte nur den Wunsch, zu heiraten und fortzukommen, in mein eigenes Haus. Nur den Wunsch, irgendwo zu Hause zu sein."

„Armer Alban," sagte sie.

„Der andere war ziemlich verlegen und bat mich nur, Dir nichts zu sagen; dies schien er sehr zu fürchten. Ich versprach nichts, ich wiederholte nur immer: laßt uns fort! Der andere sagte: „Vor der Welt muß jedenfalls alles beim alten bleiben." Es kränkte mich gar nicht, daß es ihm so wichtig war, mich zu verleugnen. Dein Vater aber bemerkte, nach fünfundzwanzig Jahren wäre es wohl selbst dem Othello schwer gewesen, nach Rache zu dürsten, postnumerando. Und abends, als der andere fort war, sagte er plötzlich, mitten aus einem gleichgültigen Gespräch heraus, vor meiner Mutter: „Wie denkst Du nun eigentlich über Deinen neuen Herrn Papa?" Ich war die ganze Zeit fest geblieben, jetzt aber fing ich zu heulen an, ich konnte nicht mehr. Ich heulte wie ein kleiner Bub. Da nahm er mich am Ohr und zog mich her und lachte: „Schaf! Glaubst Du denn, daß er Dich mir nehmen kann? Ich habe Dich Jahr um Jahr und Tag für Tag gezeugt, so bist Du mein. Versuche nur, ob Du mir entkommen wirst! Es ist doch ein Unterschied zwischen ihm und mir: ich habe zwei Kinder und er hat jetzt keins mehr!" Da ging meine Mutter still aus dem Zimmer fort. Und ich verstand erst, daß er es gesagt hatte, um sie zu züchtigen."

**

Sie schwiegen lange, wie versunken. Da fing drüben in der starren Einsamkeit der Nacht eine Stimme zu hallen an, in langsam klagenden Lauten, ins Meer hin. Sie lauschten. Und die schluchzende Stimme flog über die schlafende Stadt. Dann, in der Ferne, sank sie, flatterte noch einmal matt und starb.

Und er sagte: „Nun weißt Du es. Nun wirst Du Dich wohl nicht mehr quälen. Du schuldest dem Toten nichts mehr."

Sie sagte nur: „Danke, lieber Alban, lieber, lieber Alban!"

Den anderen Tag fuhren sie nach Cannosa. In der engen Barkasse waren viele Menschen gedrängt. Die Damen, durch den Wind und den gischenden Schaum erregt, girrten kichernd. Ein Wiener erklärte fortwährend, es sei schade, daß diese herrliche Gegend von der Regierung so vernachlässigt wird, indem man noch immer kein ordentliches Rindfleisch bekommt. Und ein Berliner erklärte, daß diese Platanen von Cannosa gar nicht die richtigen seien; er kenne die von Bujuktere, wo Gottfried von Bouillon einst gerastet haben soll, die müsse man sehen.

Aber dann waren sie droben allein, im Garten des Grafen Gozze. Sie saßen in der Laube, rings war Blühen und unten das blaue Meer.

Und Alban sagte: „Allein! Wir zwei ganz allein! Und nichts als wir allein!" Und an dieses „allein" hielt er sich wie an einen Stab und stützte sich.

Aber sie sagte nur immer: „So froh bin ich!" Und brach Blumen, wand einen Kranz und schmückte sich.

Dann sagte sie: „Wie wunderbar! Jetzt bin ich erlöst. Ist mir doch, als hätte ich das immer schon gewußt. Immer, als Kind schon. Immer zog es mich mit solcher Macht zu Deinem Vater hin. Und ich litt, als ob ich meinem etwas stehlen würde. Aber es war stärker."

„Warum aber," fragte Alban, „sprach sie dann in mir nie diese so starke Stimme des Blutes! Warum schweigt sie noch jetzt?"

Sie hörte seinen Schmerz. Und sie schmiegte sich an ihn und sagte: „Ich hab Dich lieb! Wir haben uns doch so lieb! Was brauchst Du noch mehr? Was geht uns denn dies alles noch an? Wir haben uns lieb! Hier beginnt unser eigenes Leben, jetzt. Unser eigenes Leben aus uns selbst!"

Sie saßen unter Blüten, über dem blauen Meer.

Und dann sagte sie plötzlich noch: „Nein, mit unseren Eltern wollen wir nicht rechten. Das sieht nur so lächerlich aus. Sie hatten sicher das schönste Gefühl."

Er mußte lächeln, so rührend kindisch klang ihm das. Da wurde sie übermütig und sagte: „Ja, ich habe es besser als Du, denn ich bin dumm."

„Du bist weise," sagte er.

„Nein!" schrie sie ganz erschreckt.

„Du bist weise," sagte er, „denn Dich quält Dein Verstand nicht. Verstand ist ein armes Ding, der mit uns niemals fertig wird, denn er hat die Schonung nicht und keine Zartheit. Aber Du bist weise."

„Denn Du hast mich lieb," sagte sie.

An meine Kritiker. Von Bernard Shaw.

Man gestatte mir, zu Ehren der englischen Literatur Einspruch zu erheben gegen eine unpatriotische Gepflogenheit, der viele meiner Kritiker verfallen sind. So oft meine Ansicht den Horizont eines, sagen wir, vorstädtischen Kirchenvorstehers zu überschreiten scheint, schließen sie daraus, daß ich das Echo Schopenhauers, Nietzsches, Ibsens, Strindbergs, Tolstois oder irgendeines andern Erzketzers des nördlichen oder östlichen Europas bin.

Ich gestehe, daß etwas Schmeichelhaftes in diesem schlichten Glauben an meine Sprachkenntnisse und meine philosophische Bildung liegt. Aber ich kann der Voraussetzung nicht zustimmen, daß Leben und Literatur auf diesen Inseln so arm seien, daß wir ins Ausland gehen müssen, um alles dramatische Material, das nicht gewöhnlich ist, und um alle Ideen, die nicht oberflächlich sind, zu gewinnen. Ich wage es daher, meine Kritiker mit gewissen Tatsachen vertraut zu machen, die meine Beziehung zu modernen Ideen betreffen.

Vor etwa einem halben Jahrhundert schrieb ein irischer Novellist, Charles Lever, eine Erzählung mit dem Titel: A Day's Ride: A Life's Romance. Sie wurde von Charles Dickens in den „Household Words" veröffentlicht und erwies sich als so befremdlich für den allgemeinen Geschmack, daß Dickens Lever nötigte, kurzen Prozeß damit zu machen. Ich las Bruchstücke dieser Novelle, als ich ein Kind war; und sie hinterließen mir einen dauernden Eindruck. Der Held war ein sehr romantischer Fant, der tapfer ritterlich und mächtig zu leben versuchte, und zwar nur auf Grund seiner märchenhaften Einbildungen, sonst ohne Mittel, ohne Wissen, ohne Kenntnisse, ohne irgendeine Realität, mit Ausnahme seiner körperlichen Begierden. Schon in meiner Kindheit fand ich in dieses armen Teufels erfolglosen Zusammenstößen mit den Tatsachen des Lebens etwas Eigentümliches heraus, das der romantischen Dichtung sonst fehlte. Das Buch ist, trotz seines ersten Mißerfolges, nicht tot; ich sah seinen Titel kürzlich in Tauchnitz' Katalog.

Warum bringt mich denn nun, wenn ich mich gleichfalls mit der tragikomischen Ironie des Konfliktes zwischen dem wirklichen Leben und der romantischen Vorstellung beschäftige, kein Kritiker mit meinem Landsmann und direkten Vorgänger Charles Lever in Zusammenhang? Statt dessen lassen sie mich zuversichtlich von einem norwegischen Autor beeinflußt sein, von dessen Sprache ich nicht drei Worte verstehe und von dem ich nichts wußte, bis sich nach Jahren die Shawsche Weltanschauung schon unzweideutig in Büchern festgelegt fand, die voll waren von dem, was dann zehn Jahre später sorglos oberflächlich als Ibsenismus etikettiert wurde. Ich war kein Ibsenianer, nicht einmal einer aus zweiter Hand, denn Lever, der Henri Beyle, alias Stendhal, gekannt haben mag, hat sicherlich niemals Ibsen gelesen. Von den Büchern, die Lever populär gemacht haben, wie Charles O'Malley und Harry Lorrequer, kenne ich nichts als die Namen und einige Illustrationen. Aber die Geschichte von Potts' Tagesritt und Lebensroman (Potts darf übrigens Anspruch auf Verwandtschaft mit Pozzo di Borgo erheben) ergriff und faszinierte mich wie etwas Fremdartiges und Bedeutsames, obwohl ich schon genau Bescheid wußte mit Alnaschar und Don Quixote und Simon Tappertit und manchem anderen romantischen Helden, der von der Wirklichkeit zum besten ge-

halten wird. Von den Stücken des Aristophanes an bis zu den Erzählungen Stevensons ist diese Verhöhnung allen geläufig geworden, die mit Literatur recht eigentlich gesättigt sind.

Worin bestand denn das Neue in Levers Erzählung? Ich glaube, zum Teil in einer neuen Ernsthaftigkeit der Behandlung von Potts' Ungemach. Früher wurde der Gegensatz von Wahnsinn und Gesundheit für komisch gehalten: Hogarth zeigt uns, wie Leute der feinen Welt scharenweise nach Bedlam gehen, um über die Geisteskranken zu lachen. Mir selbst ist ein Dorftrottel als etwas unwiderstehlich Komisches gezeigt worden. Auf der Bühne war einst der Wahnsinnige eine ständige komische Figur: so wie Hamlet in Gunst stand, bevor Shakespeare ihn in die Hand nahm. Die Originalität von Shakespeares Anschauung lag darin, daß er den Wahnsinnigen sympathisch und ernst auffaßte und dadurch sich dem orientalischen Glauben näherte, daß Wahnsinn verhüllte göttliche Eingebung sein könnte, weil ein Mann, der mehr Verstand als seine Gefährten hat, diesen notwendigerweise ebenso verrückt erscheint wie einer, der weniger Vorstand hat als sie. Aber Shakespeare tat für Pistol und Parolles nicht, was er für Hamlet tat. Die besondere Art eines Wahnsinnigen, den sie darstellten, der romantische Schwindler, lag außerhalb der Grenzen des Mitgefühls in der Literatur: er wurde hier mitleidlos verachtet und lächerlich gemacht, genau so wie im Orient unter dem Namen Alnaschar und wie, Jahrhunderte später, unter dem Namen Simon Tappertit. Als Cervantes sich Don Quixotes und Dickens sich Pickwicks annahm, wurden sie nicht unparteiisch, sondern sie gingen einfach zur Gegenpartei über und wurden Freunde und Fürsprecher, wo sie früher Spötter gewesen waren.

In Levers Geschichte verändert sich die Haltung nun wesentlich. Da gibt es kein Mitleid für Potts: er gewinnt niemals unsere Neigungen gleich Don Quixote und Pickwick: er hat nicht einmal Tappertits verblendeten Mut. Aber wir wagen es nicht, über ihn zu lachen, weil wir uns irgendwie selbst in Potts erkennen. Einige von uns mögen genug Geistes- und genug Muskelkraft, genug Glück, genug Takt oder Geschick, Gewandtheit oder Wissen haben, um die Sache besser anzufassen als er; die Leute zu täuschen, die ihn durchschauten, Katinka zu bestricken (die am Ende der Geschichte Potts so grausam behandelt); aber trotz alledem wissen wir, daß Potts in uns selbst und in der Welt eine enorme Rolle spielt, und daß das soziale Problem nicht das Problem eines Romanhelden alten Stils ist, sondern das Problem der Potts, und der Frage, wie man Menschen aus ihnen mache. . . . Um auf meinen alten Ausdruck zurückzukommen, wir haben das Gefühl — ein Gefühl, das Alnaschar, Pistol, Parolles und Tappertit uns niemals gaben —, daß Potts ein Stück echt wissenschaftlicher Naturgeschichte sei, die sich vom Erzählen komischer Geschichten unterscheidet. Sein Autor wirft keinen Stein auf ein Geschöpf anderer und geringerer Art, sondern legt ein Bekenntnis ab, mit dem Erfolg, daß der Stein jeden gerade ins Gewissen trifft und unserer Selbstachtung einen sehr empfindlichen Streich versetzt. Daher der Mißerfolg von Levers Buch, den Lesern der „Household Words" gegenüber! Diese Pein für die Selbstachtung veranlaßt heute die Kritiker zu dem Geschrei: Ibsenismus! Ich versichere ihnen darum, daß Lever sie Beyle Stendhal oder wenigstens der Stendhalschen Atmosphäre verdanken mag. Ich schließe die Hypothese vollkommener Originalität Levers aus, weil ein Mensch

ebensowenig vollkommen original zu sein vermag, wie ein Baum aus der Luft herauswachsen kann.

Ein anderer Mißgriff betreffs meiner literarischen Ahnenschaft wird gemacht, so oft ich mit dem romantischen Uebereinkommen breche, daß alle Frauen Engel seien, wenn sie nicht Teufel sind; daß sie besser aussehn als die Männer; daß sie sich bei der Werbung gänzlich passiv verhalten, und daß die Gestalt des menschlichen Weibes den schönsten Gegenstand der Natur ausmacht. Schopenhauer schrieb einen hypochondrischen Essay, der wahrscheinlich den Zweck hatte — da er weder glänzend noch gelehrt ist — diesen Unsinn gewaltsam zu vernichten. Ein Satz daraus, der jene abgöttisch verehrte Form als häßlich brandmarkt, ist häufig zitiert worden. Die englischen Kritiker haben diesen Satz gelesen, und ich muß hier bezeugen, mit so viel Liebenswürdigkeit als die Folgerung zuläßt, daß noch zu beweisen ist, ob sie etwas tiefer eingedrungen sind. Jedenfalls tun sie einen englischen Dramatiker ohne weiteres Nachdenken als einen Nachbeter Schopenhauers ab, sobald er eine junge und heiratsfähige Frau als etwas anderes denn eine romantische Heldin schildert. Mein eigener Fall ist besonders schwer, da die von der Schopenhauerschen Formel besessenen Kritiker, wenn ich sie anflehe sich zu erinnern, daß Dramatiker, wie Bildhauer, ihre Figuren am Leben studieren und nicht an philosophischen Essays, leidenschaftlich erwidern, daß ich kein Dramatiker sei und daß meine Bühnengestalten nicht leben. Aber selbst wenn das wahr ist, will ich sie fragen und frage sie, warum sie, wenn sie meine Stücke schon auf Rechnung eines Philosophen setzen müssen, sie nicht auf diejenige eines englischen Philosophen setzen? Lange bevor ich auch nur ein Wort von Schopenhauer las oder auch nur wußte, ob er ein Philosoph oder ein Chemiker sei, brachte mich die sozialistische Renaissance von 1880 sowohl literarisch wie persönlich mit Ernest Belfort Bax in Berührung, einem englischen Sozialisten und philosophischen Essayisten, dessen Behandlung der modernen Frauenfrage romantische Proteste von seiten Schopenhauers selbst oder sogar Strindbergs hervorrufen würde. Ich nahm von den Schopenhauerschen Verunglimpfungen der Frauen kaum Notiz, als ich sie später kennen lernte, so vollkommen vertraut hatte mich Bax mit der Anschauung der Homoisten gemacht und mich zu erkennen gezwungen, in welchem Grade die öffentliche Meinung und als Folge davon auch die Gesetzgebung und Rechtsprechung durch feministische Empfindelei vergiftet sind.

Aber Baxs' Essays beschränken sich nicht auf die Frauenfrage. Er war ein unbarmherziger Kritiker der öffentlichen Moral. Andere Schriftsteller haben für Bühnenschurken Sympathie erweckt, indem sie die oft zitierte „Seele des Guten im Bösen der Dinge" darstellten; Bax aber würde eine vollkommen undramatische und scheinbar armselige Verletzung unseres Handelsgesetzes und unserer kaufmännischen Moral beantragen und sie nicht nur mit verwirrendem Witz verteidigen, sondern wirklich beweisen, daß es die unbestreitbare Pflicht eines jeden rechtschaffenen Mannes sei, unverzüglich nach seinen Grundsätzen zu handeln, falls ihn die Gewißheit der Verfolgung durch die Polizei nicht daran hinderte. Die Sozialisten waren natürlich empört, da sie größtenteils krankhaft moralische Leute sind, aber jedenfalls wurden sie späterhin vor dem Irrtum bewahrt, daß niemand außer Nietzsche jemals unsere merkantil-christliche Moral bekämpft habe. Ich hörte den Namen Nietzsche zuerst von einer deutschen Mathematikerin, Fräulein

Borchardt, die meine „Quintessenz des Ibsenismus“ gelesen hatte und mir sagte, sie habe erkannt, was ich zu diesem Zweck studiert hätte: nämlich Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“. Ich beteuere nun, dieses Buch niemals gesehen zu haben, hätte es auch, wenn ich's gesehen hätte, mangels der nötigen Kenntnis des Deutschen, nicht zu lesen vermocht.

Nietzsche ist, so wie Schopenhauer, in England das Opfer eines einzigen vielzitierten Satzes geworden, der den Ausdruck „blonde Bestie“ enthält. Auf diese Alliteration hin nimmt man an, daß Nietzsche seinen europäischen Ruf durch eine sinnlose Verherrlichung selbstsüchtiger Unterdrückung als einer Lebensregel gewann, ebenso wie auf Grund des einzigen Wortes „Uebermensch“, das ich von Nietzsche entlehnt, geschlossen wird, daß ich zur Rettung der Gesellschaft nach der Zwangsherrschaft eines einzigen napoleonischen Uebermenschen ausblicke trotz meines sorgfältigen Nachweises des Unsinns dieser zu Tode gehetzten Narrheit. Aber selbst weniger oberflächliche Kritiker scheinen zu glauben, daß der moderne Einwand gegen das Christentum als eine verderbliche Sklavenmoral zuerst von Nietzsche erhoben wurde. Er war mir vertraut, ehe ich von Nietzsche gehört hatte. Der verstorbene Kapitän Wilson, Autor verschiedener wunderlicher Pamphlete, Verbreiter eines metaphysischen Systems, genannt „Komprehensionismus“, und Erfinder des Ausdruckes „Crosstianity“ (Kreuzestum), der das rückschrittliche Element im Christentum bezeichnen soll, erhob vor dreißig Jahren in den Diskussionen der Dialectical Society ständig ernsten Einspruch gegen die Seligpreisungen der Bergpredigt als Entschuldigungen für Feigheit und Kriecherei, weil sie unsern Willen und folglich unsere Ehre und Männlichkeit untergraben. Allerdings ist Kapitän Wilsons Moralkritik des Christentums keine historische Theorie wie die Nietzsches; aber dieser Einwand kann nicht gegen Stuart-Glennie erhoben werden, den Nachfolger Buckles, soweit dieser philosophischer Historiker ist, der sein Leben der Ausarbeitung und Verbreitung seiner Theorie gewidmet hat, daß das Christentum der Teil einer Epoche (oder vielmehr eine Abirrung, sintemalen es erst kürzlich, im Jahre 6000 v. Chr. begann und jetzt schon wieder zusammenbricht) und durch die Notwendigkeit erzeugt worden sei, in der sich die der Zahl nach geringeren weißen Rassen befanden, die Notwendigkeit nämlich, den farbigen Rassen durch Pfaffenlist ihre Herrschaft aufzudrängen, indem sie aus Schinderei und Demut auf Erden eine Tugend und eine Volksreligion machten, nicht nur als ein Mittel, Heiligkeit des Charakters zu erlangen, sondern auch um sich eine Belohnung im Himmel zu sichern. Da habt ihr die Ansicht des Christentums als einer Sklavenmoral von einem schottischen Philosophen formuliert, lange bevor englische Schriftsteller über Nietzsche zu schwätzen begannen.

Als Stuart-Glennie die Entwicklung der Gesellschaft zum Rassenkampf darstellte, machte seine Theorie unter den Sozialisten einiges Aufsehen — bei den einzigen Menschen also, die überhaupt ernstlich über historische Entwicklung nachdachten — durch ihren Gegensatz zu der Klassenkampf-Theorie von Karl Marx. Nietzsche betrachtete, wie ich glaube, die Sklavenmoral als erfunden und der Welt aufgedrängt von Sklaven, die aus der Not eine Tugend und eine Religion aus ihrer Unterwürfigkeit machten. Stuart-Glennie sieht in der Sklavenmoral eine Erfindung der höherstehenden weißen Rasse zu dem Zweck, die Seelen der tieferstehenden Rassen zu unterjochen, die sie auszubeuten

wünschten, und die sie durch ihre numerische Uebermacht vernichtet haben würden, wenn ihre Seelen nicht unterjocht worden wären. Da dieser Prozeß noch nicht beendet ist und aus erster Hand studiert werden kann, nicht nur an unseren Sonntagsschulen und an dem Kampf zwischen unseren besitzenden Klassen und dem Proletariat von heute, sondern auch an der Rolle, die christliche Missionäre spielen, indem sie die schwarzen Rassen Afrikas mit ihrer Unterjochung durch den europäischen Kapitalismus aussöhnen, können wir selbst beurteilen, ob die Initiative von unten oder von oben kam. Mein Zweck an dieser Stelle ist nicht, den historischen Standpunkt zu erörtern, sondern einfach, unsere Theaterkritiker mit Scham zu erfüllen, mit Scham über ihre Gewohnheit, das britische Reich wie eine geistige Wüste zu behandeln und anzunehmen, daß jeder philosophische Gedanke, jede historische Theorie, jede Kritik unserer Moral, religiöser und gesetzlicher Einrichtungen notwendigerweise entweder vom Ausland eingeführt oder ein phantastischer Streich (von ziemlich fragwürdigem Geschmack) sein müsse, völlig außer Zusammenhang mit dem vorhandenen Besitztum an Gedanken. Ich fordere sie dringend auf, sich zu erinnern, daß dieses Besitztum an Gedanken das langsamste Wachstum und die erlesenste Blütezeit hat und daß, wenn es in der philosophischen Sphäre so etwas wie eine natürliche Folge gibt, sie darin besteht, daß kein Individuum mehr als einen winzigen Beitrag zur Philosophie zu leisten vermag. Tatsächlich ist die Vorstellung der Kritiker, daß kluge Menschen vermöge bloßer glänzender Eigenschaften vollkommen ursprüngliche Kosmogonien parthenogetisch hervorbringen können, ein Teil jener unwissenden Leichtgläubigkeit, die die Verzweiflung des ehrlichen Philosophen und die günstige Gelegenheit für den religiösen Gaukler ist.

Der Fremde. Roman von René Schickele.

IX.

(Schluß.)

Mit 17 oder 18 Jahren lernt man die Liebe kennen. Vielleicht sieht man sie auch nur; es ist dasselbe. Die Trauer, ein Weib vergebens besessen zu haben, und die Trauer, ein Lockendes nicht ergreifen, nicht entzaubern zu können, sie sind Schwestern.

Paul aß mit Marry Carell zu Abend. Er hatte sie schon als Unterprimaner geschätzt, weil sie so sehr verrufen war. Ihr Parfüm machte ihn träumen. Und er gefiel ihr, weil er Erfindungsgeist besaß und trotzdem jung war. Für ihn war sie ein tropisches Wunder, halb Tamburin und halb Trapez.

Sie waren an diesem Abend beim Kaffee angelangt, rauchten Zigaretten und schwiegen, während das Dienstmädchen den Tisch abdeckte. Die Gardinen vor dem offenen Fenster bewegten sich im Wind . . Die Frau lag in ihrem roten Schlafrock auf der Ottomane. Wenn sie an der Zigarette zog, zeigte sie ihre weißen Zähne, und ihre Augen hatten einen trüben Glanz . . Die Goldfische im Bassin des kleinen Springbrunnens sprühten unter dem Tropfenregen. Es war alles, wie es sein soll. Das Mädchen stellte die Lampe hinter einen blauseidnen Wandschirm und ging hinaus.

Pauls Herzschlag jagte.

Diese Pause dauerte ewig.

Dann warf die Frau die Zigarette fort. Paul erbebte. Sie stützte sich auf und sah ihn bewegungslos an. Und wie ihre Blicke ineinander versanken, erstarrte sie. Auch Paul bewegte sich nicht, er sah nur, wie ihre Augen, die eben noch geglänzt hatten, trüb und schleimig wurden, und daß ihr Unterkiefer wie etwas, das raubgierig und anziehend auf ihn zukam, sich ein wenig vorschob.

Dann warf sie sich zurück.

— Zieh mich aus, sagte sie langsam.

Als es spät geworden war, tanzte sie im grellen Licht ihres Schlafzimmers. Die Augen halb geschlossen, im Sturm ihrer Haare, die flachen Hände auf die bebenden Hüften gepreßt, so tanzte sie.

Bis sie taumelnd hinsank und einschlief. Ihre schweren Augenlider glänzten matt.

Paul blieb eine Weile vor ihr sitzen, fassungslos vor dem vollkommenen Körper, der ihm entglitten und eine fremde Sache geworden war . .

Als sie sich am ersten Abend vor ihm enthüllte, wich er zurück und war dem Weinen nahe, weil es so viel mehr war, als er erwartete, und die ungeahnte Pracht dieses Körpers verwirrend vor ihm aufstieg: der erblühte Baum seiner heißesten Wünsche, die fleischliche Herrlichkeit, an die er schon nicht mehr geglaubt hatte. Und dann hatte sie ihn mit ihren großen, mit ihren unendlichen Armen umschlungen und ihre geöffneten Lippen auf seinen Mund gelegt. Seitdem war er von ihrem Körper besessen. Manchmal konnte er ihr plaudernd und zigarettenrauchend gegenübersitzen und dabei schaudernd fühlen, wie ihr ganzer Körper ihm abgründig entgegengähnte, und alles an ihr hatte die lockende Gewalt der Tiefe, des Dunkeln. Es lag ein bunter, duftender Schleier darüber. Die guten und die laszíven Worte, die sie spielerisch sprachen, ihre Bewegungen, die Blicke, die sinnlosen wie die bedachten, alle ihre Aeußerungen rissen an der geheimnisvollen Verhüllung, zogen sie in die saugende Tiefe nieder, und dort sah er ihre entfesselte Nacktheit weiß das Dunkel peitschen. Das konnte ihn zu jeder Stunde überfallen, auch wenn er nicht bei ihr war. Dann verwandelte sich sein lächelnder Gleichmut in eine finstre Liebe, Eifersucht und Scham zerrissen ihn. In seinen Umarmungen selbst lebte am stärksten der Haß: Er rang mit ihr um ihren einzigen Besitz. Er wollte den letzten Atem ihres Lebens aus ihr herauspressen, um so an ihrem erbleichenden Munde der Letzte zu sein, der sie in den Armen hielte. Er liebte sie.

Er begriff nichts von ihr, wenn sie ruhig atmend in der Vollkommenheit ihres Körpers vor ihm lag. Alles, was vorausgegangen war, erschien ihm als ein Traum, er saß bei ihr, wie an der Leiche einer unbekannten Abenteurerin, die das Leben ihm vor die Füße warf, und deren unbefleckter Leib keine Erinnerung bewahrte; er war unbesiegbar und sich selbst genug.

— Marry Carell, ich kenne dich nicht und dein Körper weiß nichts von mir, sagte Paul leise. Ich könnte ihn mit meinem Blute röten, du nähmst ein Bad, und ich wäre vergessen! Du entzündest nur deinen Leib an mir, der ich dein ganzes, geliebtes Leben besitzen möchte, in deinem Tanz schwält deine höchste selbstische Glut, an der ich keinen Teil habe, und du sinkst in die unbarmherzige Ruhe deiner Jungfräulichkeit zurück, ohne dich meiner zu erinnern. Du bist ein Tier!

*

Eine andere Liebe begann so, daß Paul auf dem Diwan saß und zusah, wie die Lichtstreifen in den Ritzen der Jalousien erbleichten. Die Stille wuchs mit jedem Schlag seines Herzens.

— Spielen Sie — bitte, sagte er.

Malva Brauer drehte sich auf dem Taburet am Flügel um und sann, über die Tasten gebeugt, eine halbe Minute, während es im Zimmer dunkel wurde. Dann spielte sie.

Eine Mazurka von Chopin.

Ihr Körper neigte sich in weichen und dunkeln Umrissen und erbebte leise in den Bewegungen des Spiels. Ihre Haare fielen schwer über die Schläfen; sie konnten zittern und verhalten leuchten. Dann ging es wie das Flammen von dunkelm Sammet durch die Luft. Ihre schimmernden Hände irrten zwischen Angst und Lust. Paul fühlte sie auf seinem Herzen. Sie waren heiß und traurig. Das Mädchen nahm sie von ihm und stand auf. Es war still; irgend ein liebenswertes Leben hatte ausgelitten.

Malva kam langsam auf ihn zu. Sie setzte sich neben ihn auf die Lehne des Diwans und ließ ihre Hand über sein Gesicht hängen. Dann beugte sie sich über ihn und küßte mit geschlossenen Augen seinen Mund.

— Du bist traurig, sagte sie. Sie lehnte sich gegen die Mauer. Aber die Hand lag auf seinem Mund, und ihr Körper war an den seinen gedrängt; sie blieben lange Zeit, ohne zu sprechen .. Sie küßten einander nicht mehr. Beim Abschied gab sie ihm die Hand und wandte sich lässig ab.

Aber Paul fragte:

— Malva, übermorgen reise ich. Werde ich dich wiedersehen?

Sie antwortete, ohne sich umzusehen:

— In Paris. Vielleicht.

Und plötzlich blieb sie stehen und sprach, an den Türrahmen gelehnt, unverständliche Dinge. Von ihrer Pariser Tante sprach sie, und von ihrem Verlobten, der bald aus Rußland zurückkäme. Paul müsse ihn kennen lernen. Sicher verständen sie einander vortrefflich. Das wiederholte sie einigemal und auch noch, als sie sich langsam hinausschob.

Paul sah ihr nach, bis sie zwischen den Portièren verschwunden war.

War es denn nicht wahr, daß sie ihn eben geküßt hatte?

Wer kennt das Schicksal seiner Mutter, dieses Lebens, das ein neues, fremdes Leben gebar und an den Eigenmächtigkeiten und Neuheiten dieses ihr entrissenen Fleisches und Blutes leidet?

Es war beschlossen, daß Paul zuerst für einige Zeit nach Paris ginge und dann nach Deutschland zurückkäme, um Jura zu studieren.

Am Tage vor seiner Abreise unternahmen Paul und Frau Yvonne einen Ausflug nach Pfalzburg. Sie ließen sich an dem glühenden Augusttag nach St. Johann fahren und schlugen den Weg zur Kapelle des heiligen Michaels ein, der langsam über das Dorf emporführt. Sie tauchten in den tiefen Schatten wie in ein kühles Bad, und der Blick aus der Kühle auf den Brand der roten Dächer und die Schwüle der Bäume im Dorf erregten Paul wie eine sinnliche Vorstellung, die mit heißen Wellen über ihn gekommen wäre.

Frau Yvonne hatte strahlende Augen, ihr Haar glänzte feucht, tiefbraun mit grünen Lichtern, die bei jedem Schritt tanzten.

Paul ging wieder mit einem körperlichen Glücksgefühl neben ihr her. Er empfand es als ein Wunder, daß sie, die Ferne, leibhaftig neben ihm schritt. Er erzählte ihr die Entstehungsgeschichte von St. Johann: er sah sie in einer Glorie von Leichtsinn und Schönheit. Jeden Augenblick blieben sie stehen und sahen einander mit

einem sinnlosen Lächeln an, in das sie die ganze unbestimmte Lust ihres Herzens zu legen suchten.

— Der Graf Peter von Lützelburg hatte eine angenehme Frau. Itta hieß sie.

— Ja.

Sie blieben stehen.

— Der Peter mit der niederen Stirn genoß eines großen Ansehens im Land und hielt auf seinen guten Ruf.

— Na, und?

Sie gingen weiter. Jeder lächelte vor sich hin.

— Itta muß hervorragende Eigenschaften des Leibes und der Seele gehabt haben, denn sie war eine Hexe. Wenn die elsässischen Hexen zum Bastberg fuhren, so ritt sie an der Spitze und nahm dort die erste Stelle im Rat der ungewöhnlichen Spiele ein. Ich denke sie mir groß und stark, mit rostbraunen Haaren, blonden Augenbrauen und goldenen Augen. Graf Peter kannte sich in nichts aus, was blühend und sterblich an ihr war, aber als die Gräfin starb, stiftete er für das Heil ihrer Seele die Abtei St. Johann. Er heiratete dann ein Fräulein, das ihm faßbar war. Als er sie aber mit seinem Pferdeknecht erwischte, schlug er sie beide tot. Den einen warf er in einen ausgetrockneten Brunnen, die andere ließ er pomphaft begraben. Bei ihrem Begräbnis weinte der Graf sehr. Diese wenigstens hatte nicht den Teufel im Leib gehabt, sie war von einer zweifellosen Menschlichkeit gewesen. Peter konnte sie beweinen und brauchte nichts zu stiften. Das gleiche geschah mit seiner dritten Frau, einer Unschuld von 16 Jahren. Peter wunderte sich sehr, als er in den Geruch kam, nächst der Wildsau mit Vorliebe seine angetrauten Frauen zu jagen. Darüber wurde der arme Kerl trübsinnig. Der Prior schrieb, das sei die Schuld der Gräfin Itta, die bei ihrem unseligen Leben Peters Verstand verwirrt und ihn auch sonst noch sehr geschädigt habe.

Frau Yvonne sah Paul erstaunt an.

— Wo hast du denn das her? fragte sie.

Paul empfing ihre böse Frage wie einen Hieb, unter dem er hochging. Er nahm sich zusammen, um nicht verwirrt zu scheinen, und suchte nach einem Wort, das sie demütigte. Er fühlte bei ihr einen Widerstand, den er nicht genau kannte, und den er deshalb doppelt verabscheute. Er mußte ihn brechen, um sich bei ihr durchzusetzen und sie seiner Willkür zu unterwerfen.

Sie war das Symbol einer fernen Liebe gewesen, die ihm ganz gehörte, nun fühlte er plötzlich, daß sie sich ihm entzog und ihre Eigenheit gegen ihn, der kein Kind mehr war, behauptete.

Und dann schoß es glühend in ihm auf: er wollte sie zwingen, ihn anders als bisher zu lieben. Das Weib in der Mutter gehörte ihm nicht. Er entdeckte plötzlich, daß er danach dürstete, daß dies die jahrelange Unruhe seiner Sehnsucht gewesen war, und daß er jetzt alles gewänne oder verlöre.

Sie sollte ihn ein einziges Mal mit einem Zittern ihrer Sinnlichkeit und nicht nur als Mutter lieben, ein Weibgefühl für ihn gestehen und es ihm in ihren guten Händen zu trinken geben. Ein einziges „Ja“ mit verschleierten Augen und sonst nichts. Das nähme er mit ins Leben; er mußte eine einzige Sicherheit haben, um nicht die Ungewißheit seiner Jugend gegen eine andere umzutauschen. Er hatte plötzlich allen Glauben an die Zukunft verloren. Er stand in einem Zusammenbruch und hielt sich krampfhaft an ihr, der einzig Liebenswerten, fest.

Als sie am Druidenstein auf der „Hexenschule“ standen, blickte ihr Paul in die Augen und wagte das Spiel mit einer knirschenden Härte. Er sah klar, daß sie einander verstanden. Als ob er sie mit einem gewalttätigen Griffe vor sich selber entblößte, sagte er und zwang sich zu einem Lächeln:

— Hier hat übrigens Frau Itta in stillen und schwülen Sommernächten den Novizen, die heiß erschauerten, die hohe Schule der Sündhaftigkeit beigebracht.

Und dann brach er aus:

— Sie war nicht feig gegen ihr Fleisch und Blut, sie!

Er schrie es ihr verzerrt und mit irrer Stimme ins Gesicht. Er fuhr klagend fort:

— Ich bin kein Kind mehr. Warum sprichst du nicht menschlich zu mir, da du wissen mußt, was ich ausstehe. Du liebst mich ja nicht so viel! Kein Mensch kümmert sich um mich, ich bin ein Ausgestoßener, — und brauste wieder auf:

— Aber ich will, daß du mich liebst, ich will, ich will!

Pauls Stimme überschlug sich, er zitterte am ganzen Leib.

Frau Yvonne erblaßte. Sie legte eine Hand auf den Stein und wandte mit dem Ausdruck grenzenloser Gleichgültigkeit langsam ihr Gesicht ab. Im selben Augenblick verstand Paul nichts mehr von dem, was vorgegangen war. Er sah auf den Weg zurück, auf dem sie gekommen waren, als ob soeben seine Gestalt an der Biegung verschwunden wäre. Frau Yvonne stand im Blau des Himmels, und Paul wünschte, daß sie immer so bliebe.

— Ich bin verrückt, sagte er.

Sie rührte sich nicht. Als Paul fragte, ob er gehen solle, drehte sie sich so heftig nach ihm um, daß sie schwankte.

— Lieber, ... Du denkst zu viel über dich nach und zu wenig über die anderen. Ich habe mich vor dieser Aussprache gefürchtet. Sie mußte kommen. Jetzt bin ich froh, daß sie da ist.

Sie richtete sich auf und nahm seine Hand.

— Komm, wir wollen weitergehen, laß mich sprechen, unterbrich mich nicht. Ich will dir alles sagen.

... Erinnerst du dich der Fahrt nach Belfort, als der Zug über die Grenze fuhr? Du stürztest ans Fenster, und ich sah dein Gesicht und das der andern, ihr schriet. Im selben Augenblick glaubte ich in euch häßliche Raubtiere zu sehen, die sich heimtückisch duckten und die Zähne fletschten. So war der Ausdruck eurer Augen und das gemeine Grinsen um euren Mund.... Ich fürchtete, daß euch der Schaum davor träte, und schloß die Augen. Das war das erstemal, daß ich Ekel vor dir empfand ... Ich würgte ihn hinunter. Ich fühlte eine Unreinlichkeit auf meinem Körper, und ich verabscheute diese Menschen, meine Eltern, deinen Vater, und dich, die ihr mich alle für die Befriedigung einer tollen Wut mit Füßen tratet und unter den Schmutz eurer groben Leidenschaften begrubt. Ich dachte daran zu sterben. Mein Einziges, du, war ja weit von mir fort und nur noch wie das Bild eines unvergeßlichen Kindes, das schon lange tot ist.

Frau Yvonnes Stimme hatte plötzlich den Klang gewechselt. Der letzte Satz war ein eintöniger und süßer Gesang, der aus ihrem Herzen strömte.

— Dann kam Henriette. Ich wollte dir an dem Abend sagen, entweder du wirst viel lieben, oder du wirst gar nicht lieben. Du wirst nie lieben, wenn du nicht lernst, dich zu beherrschen. Warte auf eine Liebe, die dich wie ein Blitzschlag trifft. Du

wirst nie lange genug darauf warten können; du wirst sie immer noch früh genug finden. Vor allem verwechsle nicht Liebe mit Aufregungen aller Art und denke immer daran, daß die Liebe das einzige Glück auf der Erde ist. Und wenn du eine Frau liebst, so liebe sie grenzenlos und verlasse sie nie. Du tätest grausamer, als wenn du sie tötest, denn sie wird nichts auf der Welt haben als dich, und mit dir ginge ihr alles verloren. Die Frau hat nur ihre Liebe. Mit ihr gibt sie die ganze Welt, ihr Glück, ihren Tod und ihr Leben in deine Hände; sie ist hilflos vor Liebe. Quäle sie, aber laß ihre Liebe nicht verderben, töte sie, aber verlaß sie nicht.

. . . Ich begriff, daß der Abend ein Wendepunkt in deinem Leben sei. Einen Augenblick glaubte ich, daß die kaum erhoffte Gelegenheit gekommen sein könne, dich an mich zu fesseln und dir unentbehrlich zu werden. Aber ich sah ein, daß ich dir nichts bedeutete, daß deine Sinnlichkeit bald von einem düsteren Gebiet der Wirklichkeit Besitz ergriffe, auf das ich dir nicht folgen könnte. Das Abenteuer hatte für dich die lebhaftere und schillernde Farbe der Wirklichkeit angenommen, du mußtest nun nach schamlosen Deutlichkeiten jagen, denn das waren ja die ersten Verwirklichungen deiner Phantasien und für deinen aufgeregten Geist die einzige Möglichkeit, das Leben, die Wirklichkeit mit dem Finger zu berühren. Einige Zeit bliebe deine Sinnlichkeit kindliche Lüsternheit, Neugierde, du fändest halbe Erlebnisse, die deine Seele befleckten, dir deine Ursprünglichkeit raubten . . . Und dann käme ein Unglück. Du warst ja maßlos und ohne Ziel, und ich konnte dich nur an die Hand nehmen und bis vor die Tore des Lebens führen, in deren Dunkel du für immer aus meinen Augen verschwändest.

. . . Ich sagte dir das mit der „Nachfolge Christi". Du gabst mir eine dumme Antwort, du warst ein Kind und hättest nichts von dem verstanden, was ich dir hätte sagen können. Und später wäre es eben zu spät. Später kämst du mit verstörtem Gesicht und trockenen Augen nach Hause. Ich ekelte mich vor den Spuren, die die Liebe fremder Frauen auf deinem Gesicht zurückgelassen hätten, wenn du mir dann wie früher die Stirn zum Kuß hinhieltest. Wie in einer Erleuchtung sah ich deine unreine Männlichkeit in meinen Zimmern, deine Freunde, mit denen du vertraut wärst, vor denen dein Gesicht sich aufhellte, und die Lüge vor der Mutter täte das Letzte, um dich zu entstellen. Ich war entsetzt. Ich warf mich in meinen Betstuhl und flehte Gott an, daß er mich sterben ließe.

Du warst der Inhalt aller meiner Liebe geworden, ich glaubte, an deiner Seite könnte ich mein Leben von neuem beginnen; und weil ich es wunschlos und ergeben nur in dir lebte, hätte es die gedämpfte Schönheit dessen, was man liebt, ohne es zu begehren; was man freudig annimmt, ohne es auf den Wert für das eigene Glück zu prüfen. Dazu waren wir beide viel zu heftige Naturen . . .

Wir wären glücklich gewesen, wenn wir jeder die Erfüllung unserer Sehnsucht gefunden hätten. Du wirst sie vielleicht finden, ich nicht. Drum wird unsere Freundschaft keine glückliche sein; für mich ist sie bald schmerzvoll geworden, sie wird eine Qual werden, wenn du einmal andern gehörst — also morgen, und heute schon, und schon lange. Ich habe mich für eine schlechte Mutter gehalten, weil ich nicht vergessen konnte, daß mich das Leben beim zweiten Schritt, den ich gehen durfte, stehen ließ, mit einem geliebten Kind auf den Armen, das ich allein nicht glücklich machen konnte. Du hast mich die ganze Armseligkeit meines Schicksals fühlen lassen; ich habe, wie du, nach dem Glück verlangt, damit du mich glücklich sähest und mich ganz anders lieben könntest. Während du aufwuchsest, habe ich angefangen, die zu hassen,

deren Liebe ich einmal vertraut hatte. Ich glaubte, ich sei von ihnen mit Ueberschwang aufgenommen worden, um gleich wieder davongejagt zu werden, als ich am meisten liebte. Statt der Liebe sah ich nur brutale Gesten, brennende Lügen und Pausen, in denen ein Geliebter seine Langeweile hinter dummen Scherzen verbirgt. Ich schämte mich, daß ich geglaubt, daß ich geliebt und gelächelt hatte.

Sie war noch blasser geworden. Sie ging schnell, mit heftigen Atemzügen, sie lief fast, während sie vor sich hinstarrte und die Worte hinausstieß, als wollte sie, daß sie litte. Nun blieb sie stehen und preßte die Hand aufs Herz.

Paul nahm sie und drückte seinen Mund darauf. Mit versagender Stimme:

— Ich möchte dich auf meinen Armen tragen, dich trösten. . . . Ich wünsche, daß du glücklich wirst, Mutter.

— Ich bin alt, Paul. Keiner kann mir helfen. Es ist gar nicht gut zu machen. Keiner von uns hat schuld. Sprechen wir nicht mehr davon. Morgen abend bist du fort. Ich kann dir keinen Rat geben.

Und wieder hatte ihre Stimme die dunkeln, wollüstigen Schläge, die an das Gurren der Tauben erinnerten.

Sie setzte sich auf die Erde. Paul stöhnte.

— Es ist furchtbar.

Frau Yvonne sah lächelnd in die Täler, die wie grüne, glückliche Ströme sich ergebungsvoll in die Ebene ergossen, und antwortete:

— Nein, mein Junge. Ich glaube, es ist selten anders im Leben.

Als sie wieder auf der kahlen Heide gingen, zwischen Ginster und Erika, unterm hohen Himmel, da fühlte Paul den Abstand zwischen ihm und seiner Mutter, deren Bewegungen, deren Augen ihm folgten, die er so deutlich in sich trug. Seine Liebeskraft blieb tief unter ihrer mächtigen Wildheit zurück, die er in einem Sturm sich biegen und aufschnellen sah gleich einer Gerte. Er erschrak vor diesen starken Bewegungen einer Frauenseele, die ihm bis heute das heilige Gefäß einer goldenen Reife geschienen hatte, aus dem die lauterste Güte überfloß. Das Bild, das er sich von Frau Yvonne gemacht hatte, wurde eine strenge und herrische Göttin, die ihn von sich stieß. Er schauderte, als ihm dann bewußt wurde, daß dieses unbezähmbare Schicksal drohend und empört über seiner Jugend stand, die aus ihm ahnungslos eine unterwürfige Dienerin seiner Liebe gemacht hatte. . . .

Auf dem Taubenschlagfelsen sahen sie Pfalzburg und die lothringische Ebene sich wie ein bläulicher Rauch in der Masse grauen Lichts abzeichnen, das dort drüben von der Sonne niederhing. Ueber ihnen stieg der Himmel in tiefblauen Abgründen empor.

— Wie lange haben wir noch zu gehen bis Pfalzburg? fragte sie.

— Drei Stunden.

Er antwortete einer Fremden. Sie stand außerhalb seines Lebens wie in seiner Kindheit, wenn er in ihr Zimmer trat, in diese weite, wehmütige Ferne, in der kein einziges seiner Gefühle und keiner seiner Gedanken lebte, wenn sie den Flügel schloß und sich dann in einer Stille erhob, die dem Jungen ans Herz griff. Er lebte diese Augenblicke von neuem durch, aber mit dem ganzen unbarmherzigen Wissen um das, was sie bis in den letzten Blutstropfen voneinander trennte.

Wie er hinter ihr den Pfad hinunterging, hörte er wieder ihre Worte, sah er ihre biegsame Gestalt auf dem roten Weg über die Heide gehen, und als er daran dachte, wie diese Leidenschaft neben ihm ausbrach, eine tyrannische Gewalt sich ihm auferlegte, war er plötzlich von einer tosenden Wirklichkeit umringt. Es war keine

Möglichkeit, sich ihr schmachtend hinzugeben, damit sie seine Phantasie nähre. Sie ging zerstörend über ihn hinweg. Es war nicht mehr Frau Yvonne, aber ein lebendiges Beispiel jener großen Leidenschaft, mit deren Bildern er sich seit Jahren umstellt hatte. Dieser Gedanke half ihm über das alte Gefühl seiner Ohnmacht hinweg, das ihn jedesmal niederdrückte, wenn er den gewaltsamen Ausbruch einer Leidenschaft mit Augen sah. Er erkannte eine neue strahlende Sinnlichkeit und empfand die Unendlichkeit einer Hingabe, die das Leben selber ist, das Empfangen tiefster Zärtlichkeit in einzigen Vereinigungen. Die Eine. Die Geliebte.

*

In Pfalzburg konnte Frau Yvonne kaum noch gehen. Sie stützte sich auf Pauls Arm.

— Ich werde alt, sagte sie leise, ich glaube, ich werde nie mehr ein Pferd besteigen.

Er tröstete sie, indem er ihr versicherte, sie sei jünger denn je. Er sprach noch viele Worte im selben Sinne und sah doch, wie die Einsamkeit diese Frau verschlang. Da er sie verließ, schlug die traurige Oede, die der Schauplatz seiner Jugend und ihr Leben war, über ihr zusammen. Die Phantasmagorien ihrer Wüste waren erloschen.

Und sie war das Opfer seiner Jugend. Es war lange her, daß er ihren Mund, den er so sehr liebte, wie eine offene Wunde gesehen hatte, die nicht bluten wollte. Er hatte es schnell vergessen und sie nur geliebt, weil sie stark und schön war. Ihre Zärtlichkeit hatte ihn gelabt, solange er ihrer bedurfte; und nun stand er dabei, wie sie unterging. Dann ließ er sie entstellt und sterbend hinter sich zurück. Er sah es so und nahm es an. Seit zwei Stunden erst wußte er, daß das Leben mit demselben Zeichen tötet und segnet, und schon hatte er sich daran gewöhnt, daß sein Glück Opfer verlangte. Er fühlte die große Unschuld der Menschen aneinander und den unmenschlichen Drang der Schicksale.

Man muß ein Kind bleiben, fühlte er, um nicht verloren zu gehen. Wissend unbedenklich sein.

Das erkannte er ohne Ueberschwang und ohne Grausamkeit. Es war nur der starke und stille Wunsch in ihm, glücklich zu sein, und so konnte er seine Mutter bald mit sanften, bald mit übermütigen Worten täuschen.

Sie hörte ihm mit gesenktem Kopfe zu.

Plötzlich verstummte er. Sie denkt, sagte er sich, daß ich mich entschuldige, und sie will mich glauben machen, daß ich sie trösten kann, daß alles gut wird.

Da hätte Paul auf der Stelle sterben mögen. Aber er fing von neuem an, er sprach, sie nickte, und sie lächelte, und sie gingen immer so weiter in breiten leeren Straßen, über große, sonnige Plätze, durch eine unbekannte, menschenleere Stadt.

X.

Der große Pan der Reisen und die Vox angelica seiner Orgel: der D-Zug.

Zweimal des Tages, am Morgen und am Abend, fuhr der Gewaltige durchs Tal. Paul hatte nie vergessen, ihn zu grüßen, auf seiner Fahrt nach Osten, auf seiner Fahrt nach Westen. Die Bergwände widerhallten, wenn er vorbeifuhr. Das Gras auf dem Damm und die Blumen beugten sich tief, die Bäume rauschten. Eine Majestät zog unter dem tosenden Beifall der Berge und Täler, unter Trommelgewirbel und Viktoria-Rufen vorüber.

Das Echo rollte nach, und dann war die Feier beendet. Die heidnische Bevölkerung der Berge stand in zerstreuten Gruppen umher und wartete auf den Abend;

dann kam der Gewaltige wieder, wie er jetzt kam, da Paul Merkel im Triumph sein Tal verließ. Auf dem Rande des Steinbruchs hockten einige Nymphen und beugten sich weit vor. Sie starrten auf eine schwarze Oeffnung, die sich in den Berg hineinbohrte. Und hier standen mit gespreizten Beinen und die Hände auf dem Rücken vier oder fünf Satyre, in den Anblick des finsteren Lochs versunken... Plötzlich fiel ein gelber Schein auf ihr braunzottiges Fell, sie taten einen wilden Bocksprung auf die Seite und kletterten schreiend den Abhang hinauf. Die Nymphen schnellten in die Höhe. Die Nymphen warfen die Arme in die Luft, sie erfüllten den Wald und das Tal mit ihren heidnischen Rufen. Und es kam von überall herbeigeströmt, es kletterte und purzelte und lief an allen Orten. Viktoria schrien sie, schlugen an die Bäume und rollten große Felsen die Steinbrüche hinunter. Die Kentauren stampften den Boden. Viktoria brüllten sie über die nächsten Berge hinüber. Paul lehnte mit halbgeschlossenen Augen im Polster und sah auf den mondbeschienenen Bergen alle die fröhlichen Geschöpfe sich regen, sie drängten einander an den Abhängen und auf den Höhen, die er so gut kannte, und winkten ihm zu und entließen ihn jubelnd in die Welt der Städte und der Menschen.

„Viktoria", hörte er den tiefen Baß der Kentauren. Die Nymphen aber — wie ihre Augen blitzten! — hoben sich auf den Fußspitzen. Sie streckten ihre mondweißen Körper und riefen ihm durch die hohlen Hände zu: „Fare well, my darling, fare well!" Ließen die Hände sinken und traten in den Schatten der Bäume zurück.

Paul war glücklich und stolz, voll eines verwegenen Gleichmuts. Er war frei! Er fühlte eine Menge unbestimmter Hindernisse, die er besiegte, Kampf und Geschrei, er stieg empor, er wußte nicht wie. Die Vox angelica tönte wie ein Aufruhr. Und ganze Himmel von Sternen eilten in einer leuchtenden Wanderschaft über ihn hinweg.

Ueber die Szenen seiner Jugend zog die Nacht herauf. Das Lied des Landes, das in der Luft um ihn herum lebte, die wilde Marseillaise war ein Wiegenlied, dessen feurige Farben im Abend dunkelten und wie die alten Glasfenster in den Kirchen wurden. Das Bild eines Glücks, das mit tiefen Tönen durch die halbgeschlossenen Augenlider schimmert. . . . Es enthielt das alte mutige Leben der Vorfahren, ihre Stimme, ihren Ruhm, ihre Niederlagen, die laute Sprache und das Verstummen ihres Blutes — ihr ganzes warmes, leuchtendes Leben.

Die Sonne der Väter schied von den Bergen der Heimat. Ihr letzter Strahl glitt über das tragische Gesicht seiner Mutter.

Schluß des ersten Buches. Vgl. Nr. 29, 30, 32, 33, 38. Der Roman „Der Fremde" von René Schickele erscheint Anfang Oktober im Morgen-Verlag.

Aus der Tiefe. Brief eines Bergmanns.

Von Adolf Levenstein. (Schluß)

Nach meiner Freilassung ging ich sofort wieder nach Werden zurück und ernährte mich als Bauhilfsarbeiter. Diese Arbeit und der Kreis der Kollegen, der sich um mir bildete, war auch nicht dazu angetan, den Götterfunken der Poesie, der sich im Arbeitshause in meine Seele gesenkt, flammend zu entzünden, sondern es ging im Gegenteil noch eine Etappe tiefer mit mir herunter. Unter dem Einflusse der Stupidität meiner Kameraden wurde ich notorischer Bummler, und sehr oft, viel zu oft hat mich der Rinnstein der Geburtsstadt sinnlos betrunken aufgefangen. Diese bedauernswerte Gewohnheit hatte ich vor dem Arbeitshause nicht. Genau weiß ich es nicht mehr, aber ich greife nicht zu hoch, wenn ich be-

haupte, daß ich mindestens 17—20 mal wegen groben Unfugs und Lärmens auf der Straße polizeilicherseits bin bestraft worden. Und so ging's rowdyhsmäßig fort, bis ich mit dem 23. Jahre militärisch eingezogen wurde (Königs-Infanterie-Regt. 145 Montigny-Metz). Kein Wunder, wenn der Hauptmann bei einem Heimatsurlaubsgesuch meinerseits mir erklärte, die Bewilligung sich erst zu überlegen, denn er müsse, meinen Zivilpapieren entsprechend, annehmen, daß ich entweder über Urlaub ausbleiben oder überhaupt nicht wiederkommen würde. Doch er wolle es versuchen. Und diesen Versuch belohnte ich mit einer eintägigen Urlaubsüberschreitung. Also immer noch derselbe. Auch die Militärzeit übte keinen erzieherischen Wert in mir aus, und wenn ich trotz meiner vielen Arreststrafen, die ich dort bekommen, das Prädikat „Ziemlich gut" im Führungsattest einbemerkt erhielt, so wahrscheinlich deshalb, weil der Kompagniechef ein relativ gütiger Mensch war, oder mir das bösartige Moment meiner Ungezogenheiten absprach. In sittlicher Beziehung habe ich dort überhaupt keine Eroberungen gemacht, zumal die brutale Kandare, die dem freien Wort und dem Bewegungsspiel dort angelegt, nicht meiner Individualität entsprach.

5. Aufsteigender Kurve. Jetzt atme ich schon etwas freier auf. Ich habe es mir angelegen sein lassen, den Gang der Dinge etwas chronologisch zu schildern: 1. um technisch dem Aufbau der Handlung gerecht zu werden, gerecht wenigstens insoweit, als das selbsterworbene Können mir erlaubt; 2. um Ihnen die Ausarbeitung vorliegenden Details zu einem Ganzen zu erleichtern. Ich diene also hiermit einem doppelten Zwecke. Zur Sache. Ich ging nach Ablauf der militärischen Dienstzeit mit einem Kameraden nach Caternberg (Rheinland), um auf einer dortigen Zeche Arbeit zu nehmen. Und ich habe gut getan, nicht nach Werden zu siedeln, wohin es mich naturgemäß zog, denn ich wäre ohne Zweifel dort wieder in meine alten Fehler zurückgefallen. Durch eine etwas dreiste Notlüge, welche mich aber absolut nicht reut, wurde ich auch sofort als Lehrhauer angelegt, obwohl ich nie eine Grube von innen vorher gesehen. Ich erreichte dadurch, daß ich in finanzieller Beziehung eminent besser gestellt war, als wenn ich die langweilige und schlechtentlohnte Stellung des Hilfsarbeiters erst hätte durchkosten müssen. Ich war also mit einem Schlage in einer gefestigten und berufsmäßigen Stellung eingerückt. Außer einigen Plänkeleien des Sonntags und einige Bummeltage im Monat hielt ich straff und energisch an der erworbenen Situation fest. Die Schule des Lebens hieß mich vernünftig sein. Gelegentlich erinnerte ich mich jetzt an die im Korrektionshause empfangene Geistesweihe durch den englischen Dichter und schrieb zuweilen kleine Gedichte. Bevorzugte aber hierbei stets die lyrische Tendenz. Allerdings regellos und ohne philosophische Gedankenwürde. Aber das Gute hatte gewirkt. Wäre die Arbeit im Bergbau halb so physisch degenerierend gewesen, ich hätte sehr wahrscheinlich mehr Muße gefunden, in dieser Weise geistig fortzuschreiten. Ich will Sie verschonen mit der Wiedergabe einiger meiner Gedichte. Anderweitige, das Intellekt anregende Befruchtung wurde mir noch nicht zu teil. Von Politik und Gewerkschaftsbewegung noch keine Spur. Ich muß bekennen, so viele Kameraden auch, durch die Gruppenakkordarbeit bedingt, mit mir in Berührung kamen, nie ist ein Wort über die Gewerkschaftsexistenz gefallen. Ich hatte keine Idee von dieser Tatsache. Auch ein eklatantes Zeichen, wie stupide und geistmordend die Bergarbeit macht. Banales Wortgeplänkel in Schacht und Hütte, weiteres hörte ich nicht. Ich mache wahrhaftig meinen maroden Leidensgenossen keinen Vorwurf bezüglich ihrer Geistesarmut. — Wer trägt daran die Schuld? — Ich will hier meinen Mund verschließen, um nicht bitter zu werden.

6. Meine Ehe. Nachdem ich in einem Jahre verschiedene Logis gewechselt, kam ich endlich in ein Haus, wo der Griffel meines Geschichtsbildners anfing plastischer zu ornamentieren. Aber das Weib, das jetzt die meinige ist, war vorher die Gattin eines an-

dern. Ich habe sie ihm entrissen. Entrissen freilich nicht in frivoler Lust und Gier, sondern durch den intellektuellen Einfluß meiner Person. Also in allem regelwidrig. Ich weiß nicht, wie es kam; eines Tages fühlte meine Stirn den heißglühenden Hauch eines liebenden Weibes. Ich war zu sehr Gefühlsmensch, um diesen seltsamen, beseligenden Hinwurf des Glückes nicht aufzunehmen. Die Faszination meinerseits auf meine Frau bedingte sich durch den Umstand, daß ich durch die harte Schule des Lebens gewissermaßen natürlichere Auffassungen über das tägliche Leben, über die Würde der Frauen, ihre Aufgaben in der Ehe usw. mir angeeignet hatte, als das Gros meiner Mitarbeiter, und ich dieser Auffassung auch allzeit freimütig Worte verlieh. Die ruhige Manier, mit der ich meiner damaligen Kostfrau meine Ansichten erklärte, verblendete sie, und ohne daß ich es ahnte, vollzog sich in ihrer Seele das heiligste Produkt, über das ein Weib überhaupt verfügen kann. Profanität ist nie meine schwache Seite gewesen, und alles, was edel, gut und schön ist, findet bei mir Beherzigung. Der Gang der Dinge wollte jetzt seinen Weg. Der Gatte, ein fader, unwissender, gefühlsloser und doch feiger Mensch, verließ, nachdem ihm die Umwandlung seines Weibes bekannt wurde, ohne Umstände sein Haus, nachdem er alles, was zu nehmen war, an sich riß, und segelte nach Amerika. Dort soll er sich auch jetzt noch befinden. Ich und meine Frau kämpften nun einen vierjährigen, bittern und verzweifelnden Kampf gegen den Hohn und die freche Verachtung aller, die uns kannten. Jedoch das Glück war diesmal nicht einseitig. Die Ehescheidung wurde perfekt. Trotz des Ansturms seitens der Mutter meiner Frau, deren Brüder und Anverwandte (sie hatten eine vielleicht begreifliche Antipathie gegen meine Person, welche sich jetzt allerdings gelegt hat) habe ich das Weib, das mit allen Fasern des Fühlens und Liebens an mir hing, nicht verlassen. Jetzt umgibt ein verhältnismäßig trautes Heim mich und meine Familie. Ich habe es mit der Natur des Phlegmatikers gemein, daß, wenn ich zu Hause bin, es mir gemütlich und behaglich zu machen. Und meine Gattin, die liebste und teuerste Person, die mir nahe steht, vielmehr mit mir verwachsen ist, bemüht sich nach Kräften, mir dies zu ermöglichen. Wenn ich an Hendriks Ibsens Worte denke: „Die Ehe ist der Tod der Liebe“, so muß ich demselben, was meine Ehe anbetrifft, den Wert der Grundsätzlichkeit absprechen. Allerdings verstehe ich wohl, was der finster dreinschauende Norweger damit sagen wollte, nämlich, daß Not und Elend auch die tiefbeste Liebe erschüttern müßte. Wie dem auch sei, wenn uns auch das Schicksal den Aloebecher kredenzt, ein Körnchen Weihrauch findet sich noch immer für das Altarfeuer unsrer Liebe.

Ich entnehme gerade Ihrer liebenswürdigen Zuschrift, daß Sie auch gern etwas über das Wissensniveau und die Anschauungsweise meiner Frau zu wissen wünschen. Recht gern entspreche ich diesem Wunsche. Vor allen Dingen, sie ist ein ganzes Weib. Ihr Fühlen und Denken bewegt sich hauptsächlich innerhalb der Familie. Sonst ist nichts Hervorragendes darüber zu berichten. Sie ist in der ganzen Anspruchslosigkeit sozialer wie wissenschaftlicher Naivität der untern Volksmassen geboren und großgezogen. Wie ich sie kennen lernte, war sie noch vollständig von der reaktionären Hierarchie umgarnt. Dies hat sich allerdings mit meinen religiösen Modifikationen geändert. Durch meine Belehrung ist sie freigeworden von dem bleiernen Drucke des klerikalen Komödienspiels. Auch sie sieht, gleich mir, mit offenen Augen hinter die uns nicht mehr mystischen Kulissen des Todes. Deshalb ist auch für sie jetzt die Bahn frei, zwecks Kindererziehung im materialistischen Sinne. Dies wäre, was ich mit kurzen Worten darüber zu sagen hätte. Im Grunde genommen, wollte ich über meine Ehe, deren Veranlassung und Ursachen dazu näher berichten, dürfte ein größerer Raum nötig sein, als er mir hier zur Verfügung steht. Ich will hier über den Rahmen des Fragmentalischen nicht hinausgehen.

Ich komme bei diesem Kapitel noch zu einem Punkte, den ich, wenn auch nur flüchtig,

jedoch nicht ganz überschlagen will. Es ist dies die Misere des Logisgängerwesens. Ich konstatiere hier mit Bedauern, daß auch dieser Auswuchs der heutigen Gesellschaft eine abnorme Häßlichkeit sich erobert hat. Meine Kenntnisse und Beobachtungen geben mir ein Recht, zu erklären, daß eine Unsumme von Elend und Zerwürfnisse durch diese Erscheinung in die ruhigsten Familien hingetragen wurde und noch werden. Ich fühle mich durch diesen Vorwurf nicht getroffen. Vor allen Dingen kommt es doch auf die Grundursache bei jeder Ehebruchstragödie an. Allerdings dort, wo das Faktum des Ehebruchs der verwildernden und demoralisierenden Einwirkung des physischen Leidenschaftsspiels allein zu Grunde liegt, kann an eine ethische Entschuldigung nicht angeknüpft werden. Aber, und das ist für das hier Zitierte von Belang, hier lag die Basis des Treubruchs nicht allein im Geschlechtlichen. Ich für meinen Teil hatte mir die Aufgabe gestellt, ein herrliches Weib aus dem Bannkreis eines rohen und doch impotenten Mannes herauszureißen (innerhalb ihrer einjährigen Ehe mit dem unfähigen Manne ist es niemals zu einer Ejakulation ihrerseits gekommen, und Sie werden begreifen, daß dieses ein unsinniges Verhältnis war), wobei sie körperlich und hygienisch auf die Dauer zu Grunde gehen mußte. Ich habe dies aus mir edel erscheinenden Motiven verhindert. Anderseits sah meine Frau in mir den Mann, den ihr das Herz diktierte. Und sie entschied demgemäß.

Im weiteren noch auf die Auswüchse des Kostgängerwesens einzugehen, erscheint mir hier nicht angebracht.

7. Familienbild. Wenn ich bei diesem Thema einen kurzen Rückblick auf meine Jugend, auf meine früheren elternhäusliche Verhältnisse werfe, so weiß und fühle ich als normal denkender Mensch, wie mir die Regulative zur Führung eines Hausstandes schon von vornherein gegeben ist. Unter allen Umständen äußerster, rücksichtslosester Kampf gegen den Alkohol. Ich kenne die Allüren dieses Dämons zu gut. Wenn ich an die Trauerszenen denke zur Zeit, wo meine Mutter mit dem Säufer sich verbunden, dann überläuft mich ein Grauen. Außerdem lehrt mich die Empirie der Augenblicksumgebung innerhalb meiner Berufskameraden, daß ich nur hiermit tue, was die Vernunft mir sagt. Es kommt mir neben der physischen Vergiftung auch darauf an, wenigstens in meiner Familie auch die geistige Analyse durch den Alkohol zu verhindern. Und daß dieses tyrannisierende Gift durch Vererbung auf meine Kinder nicht übergreifen wird, dafür ist durch jahrelange alkoholische Askese schon gesorgt. Im allgemeinen verfüge ich über einen ruhigen geordneten Hausstand. Geordnet wenigstens insofern, als ich darunter die Geldausgabe möglichst mit der Einnahme zu decken versuche. Allerdings bleibt's gewöhnlich bei dem Versuch. Soweit ich den Gang der Dinge überschauen kann, werde ich wohl aus dem Dilemma wirtschaftlicher Unterbillanz nicht herauskommen. Wo eben nichts ist, da hat auch der Kaiser sein Recht verloren, wie man zu sagen pflegt. Ich brauche Ihnen das ominöse Element der heutigen ökonomischen Austauschverhältnisse nicht zu erklären, Sie werden wissen, wie ungemein schädlich und kräfteverzehrend diese christlich-kapitalistische Politik auf den Volkskörper wirkt. Diese Tatsache streckt in jede Arbeiterfamilie ihren mordenden Finger und drückt den Elendsstempel auf das Relief der Arbeiterklasse. Auch ich muß mich resigniert fügen. Das Titanenblut ist durch die brennende Glut fortgesetzter Entkräftung in unsern Adern vertrocknet. Von dieser Warte aus betrachte ich meine Familie. Und wenn ich trotzdem mit der Hilfe trotz'gen Wollens dem Schicksal bessere Momente abringe, so nur deshalb, um meinen Kindern die Hoffnung auf die befreiende Aktion des Sozialismusses, aus der Weltmisere nicht zu rauben. Auf dieser Basis, auf diesem Fundamentaldoktrin ruht die Erziehung meiner Kinder. Eine schwierige Aufgabe. Aber ich will versuchen, heroisch versuchen, dieser Aufgabe gerecht zu werden. Ich bürge dafür, daß meinen Kindern der geistige Gehalt nicht mangeln soll, das mit

verwirklichen zu helfen, was ich ihnen in idealisierendem Sinne und hingebender Begeisterung mit vorbereiten half. Ich schaue schon jetzt mit Stolz und Befriedigung auf das sich voraussichtlich herrlich entwickelnde Intellekt meiner Kinder. Und in meiner Frau besitze ich eine Perle und Mithelferin meiner Ideen.

8. Schlußpunkt. Und jetzt soll ich Ihnen noch die Ursache meiner moralischen und denkenden Umwertung schildern. Ich gehe mit unsicherer Revue an diese Autokritik. Ich werde mich sehr kurz fassen. Wenn ich vorausbemerke, daß der ganze ethische Gehalt des christlichen Glaubensprogramms es nicht zu Wege gebracht hat, mein Gehirn in Wallung zu versetzen, einen brauchbaren Menschen aus mir zu modeln, so muß ich sagen, daß die Entsagungsmethode dieser Religionsrichtung nicht dazu angetan ist, eine maßgebende Gewalt im menschlich hehren Sinne auf den Einzelmenschen auszuüben. Es ist ja keine Neuheit, wenn ich Ihnen sage, daß speziell die geschäftliche Religionsmache (anders ist es doch nicht) nur das Werkzeug der herrschenden Clique ist, um das Volk, den großen Lümmel, wie Heine spricht, für ihre Zwecke dienstbar zu machen. Durch die parteipolitische Pionierarbeit der Sozialdemokratie bin ich auf die freche, dreiste Manier der klerikal-staatlichen Trabanten, das Volk den Sklavensinn anzuerziehen, gekommen. In dem Augenblick, wo ich den ersten aufklärenden Dialog über diesen Gegenstand erfaßte, war ich sprachlos, wie man Jahrtausende hindurch die ganze Welt mit dieser grandiösen Lüge irretieren konnte. Ich bewundere tatsächlich die sophistische Geschicklichkeit dieser Weltbetrüger. Suum cuique. Sobald jedoch diese Bleitarnkappe des Dogmenglaubens von meinem Geiste entfernt und der kritische Einblick in die geologische Vergangenheit unseres Planeten das übrige getan, da griff die Vernunft unerbittlich ein. Mit allen Fasern meines Seins drang ich in das Gewebe der Universalsymmetrie. Soweit meine ungeschulte Anschauungsweise es mir gestattete, nahm ich Notiz von den epochemachenden Errungenschaften der Wissenschaft, und langsam aber sicher erkannte ich, wie irrig die Annahme einer Gottesexistenz doch war. Ich erkannte, daß keine regelnde, systematische Allmachtshand das Getriebe des Weltganzen lenken konnte, weil alles nur eine Folge der vorherrschenden Stoffverbindungen ist, daß keine andere diktierende Gewalt im Universum herrsche als die Natur, der Analysator und Vereiniger des Stoffes. Und wenn kosmophysikalisch die Kausalität des Weltganzen für mich noch nicht vollständig erörtert dasteht (und ich glaube, es wird wohl keinem Menschen gelingen, die Gesamtkosmik zu überschauen), so stimme ich doch der Ansicht des Arbeiterphilosophen Josef Dietzgens zu, daß die Natur die Mutter aller Ursachen ist.

Ich bin am Schlusse. Ich habe hier ehrlich und freimütig niedergelegt, was mein Herz bewegt und bisher mächtig berührt hat. Und Sie haben Recht, wenn Sie mir schrieben, daß Denken innerhalb meines Milieus ein Faktor des Leidens ist. Und warum? Weil ich durch das Denken eben weiß, wie elend und unglücklich ich bin. Läg noch das Tuch der Unwissenheit über mein geistiges Auge, wahrhaftig, mein Herz fühlte nur halb so sehr das Wehe des irdischen Leids. Und wenn Sie es für der Mühe wert erachten, vorstehende flüchtige Autobiographie in Ihrem Buche „Arbeiterschicksale“ publizistisch zu erörtern, so vergessen Sie nicht zu erwähnen, daß es noch Arbeiter und Menschen gibt, die mit dem Mute der Verzweiflung es versuchen, aus der Stickluft plebejischer Denkungsweise herauszuflüchten, trotz der Warnungstafel „chemin defendue“, welche die christlich-kapitalistischen Moralfexe an den Lebensweg der Arbeiterschaft schlug. Erwähnen Sie weiter, wie mein sinnlicher Instinkt mit gewaltiger Wucht an das Portal des irdischen Genußtempels hämmerte. Aber kein Portier erschien. Allerdings sieht mein dialektisches Auge keine Brücke, damit mein Fuß darüber schreiten, die Insel der Geretteten betreten kann. Doch wozu das? Sie wissen ja, daß die wirtschaftliche Entwicklung diese Opfer verlangt. Und ich weiß es

auch. Und je eher sich dieser Prozeß ausreift, um so näher das Ziel.

Doch noch eins. Sie wunderten sich, daß für mich kein Platz sei in der Arbeiterbewegung. Wozu das? Fülle ich meinen Platz nicht aus? Freilich, wenn Sie darunter verstehen, daß es mir wünschenswert sei, der mich ruinierenden Handarbeit entrückt zu werden, so hätten Sie Recht. Es ist mir wahrhaftig ein Greuel, täglich meinen Geist in die rohe Karre des Bergmanns zu spannen. — Aber die politische Partei stellt große Anforderungen an ihre Agitatoren. Es fehlt mir die praktische Aeußerung meines Begriffs, nämlich die packende, schlagfertige Beredsamkeit. Ich denke wohl, aber der Gedanke, der im Hirn verschlossen bleibt, besitzt nicht die belebende Bedeutung und ist demgemäß eine Null. Das ist der Witz. Ob auch hier die Schulung helfen könnte? Ich weiß es nicht. Meine Waffe ist die einsam wirkende Feder. Bis jetzt freilich liegt sie noch schlummernd im Schranke. Ob sie jemals Flügel bekommt?

Mit Gruß

Max Lotz, Bergmann, Gladbeck.

Das neue Kunstgewerbe in Deutschland.

Dem Schaffen der Männer, Künstler wie Kunstgelehrter, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich von den historischen Stilarten in Kunstgewerbe und Architektur abwandten, weil sie in ihnen etwa Abgeschlossenes, nicht weiter Entwicklungsfähiges erkannt zu haben glaubten, ist Jahre hindurch so gut wie alle Förderung versagt geblieben. Man sah zunächst nicht oder wollte nicht sehen, daß es sich in der sogenannt „modernen“ Bewegung weniger um einen Gegensatz zwischen neuer und alter*), als vielmehr um einen solchen zwischen lebendiger und schematischer Kunst handelte; man hielt die Neuerer für Phantasten, für Ideologen, die Zielen nachstrebten, welche einfach unerreichbar waren. Es dauerte Jahre, ehe sich die Ueberzeugung Bahn brach, daß mit dem verfochtenen „neuen Stile“ doch etwas mehr erstrebt werde als lediglich die Abkehr von den historischen Stilarten, als schlechthin eine Sensation, ein ästhetischer Bluff; die Begriffe „neuer“ oder „moderner“ Stil verloren erst ihre spöttische Bedeutung, nachdem bereits die namhaftesten deutschen Künstler, Architekten und Kunstgelehrten zu Anhängern der Bewegung geworden waren, darunter mancher, der sie einst mit hatte bekämpfen helfen. Jetzt erst — es war im Jahre 1897 — erkannte man, wie scharf mit der Zeit die Grenzlinien zwischen Kunst und Handwerk geworden waren, welch rege Förderung das Bestreben verdiente, die Kunst wieder mehr Fühlung mit dem Handwerk gewinnen zu lassen. Auf dem Kontinent hatte die Bewegung für den neuen kunstgewerblichen und baukünstlerischen Stil fast gleichzeitig in Belgien, Deutschland und Oesterreich begonnen; in Belgien war es vor allen anderen der jetzt in Weimar wirkende Henry van de Velde, in Deutschland Pankok und Riemerschmid, in Oesterreich der jüngst dahingeschiedene Olbrich, die den historischen Stilarten zuerst einen individualistischen Stil gegenüberstellten und ihn in Möbeln und sonstigem Hausrat, später auch in raum- und baukünstlerischen Arbeiten praktisch Geltung gewinnen ließen. Heute ist Deutschland dasjenige Land, in dem der neue Stil am festesten Boden gefaßt, die größte praktische und ideale Förderung gefunden hat.

Das neue Kunstgewerbe in Deutschland. Von Josef August Lux. Mit 80 Tafeln. Titel und Umschlagzeichnung von Professor Peter Behrens. Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig.

*) Man kann in dieser Beziehung heute einen sehr versöhnlichen, zu manchem Zugeständnis geneigten Standpunkt einnehmen, ohne den Grundsätzen des neuen Stils entgegenzuhandeln. In der modernen Architektur sind die Arbeiten wahrhaftig nicht die schlechtesten, die bei allem konsequenten Festhalten an den Wesenszügen der neuen Kunst doch auch für künstlerische Ueberlieferungen Sinn und Neigung bewahren. Wenn wir den mächtigen Werkheimbau Messels betrachten, so sehen wir, daß hier der Architekt von dem Erinnerungsbild an eine historische Stilform, nämlich die Gotik, beeinflußt war. Freilich durchaus nur im Sinne von Morris, der die genaue Kenntnis früherer Formen und Techniken vom Künstler forderte, damit er aus dieser Kenntnis heraus fähig werde, neue Formen zu entwickeln, neue Techniken zu schaffen. Das neue Kunstgewerbe, die moderne Architektur sagen beileibe nicht: „wir sind ein für allemal fertig mit der Formenwelt der Gotik, der Renaissance, des Barocks,“ sondern sie sagen: „Die Formenwelt der Gotik usw. soll uns helfen bei der Schaffung neuer Formen, die dadurch von dem alten unterschieden sind, daß für sie kein Stilschema vorgeschrieben wird, sondern daß sie sich individuell bilden dürfen.“ Lederer wird sein Hamburger Bismarckdenkmal nicht falsch beurteilt glauben, wenn man zum Vergleiche mit ihm das Bremer Rolandstandbild heranzieht. Die eigenartige Verbindung von Skulptur- und Architekturwerk dieser Bildsäule war eben nur der Ausgangspunkt für den künstlerischen Plan Lederers, den er völlig eigenschöpferisch entwickelte.

Es muß die Männer mit hoher Genugtuung erfüllen, die zuerst die Ideen der nun gewonnenen, ästhetisch festgegründeten neuen Kunst über die Lande trugen. Es waren nicht die Künstler, die sie uns ins Praktische übersetzen, allein; es waren in mindestens demselben Wertverhältnis die Schriftsteller, die sie für die Künstler verteidigten. Vor zehn Jahren die Leute des „Pan". Ruskin und Morris hätten nun und nimmermehr den Erfolg mit ihren ästhetischen Lehren gehabt, wenn sie das, was ihr künstlerischer Geist ersann, nicht zugleich auch durch das Wort des Schriftstellers ins Volk hinausgetragen hätten, wenn sie nicht selbst und mit Hilfe anderer ihre Ideen populär zu machen versucht hätten. Wenn wir sagen können, daß die moderne Bewegung heute in Deutschland festen Fuß gefaßt hat, so sind wir nicht geringere Anerkennung als den Künstlern, die für sie wirken, den Schriftstellern schuldig, die für dieses Wirken Rufer, Verteidiger, Dolmetscher, Wegweiser sind. Man kann von ihnen nicht reden, ohne in erster Linie Josef August Lux, den Blasewitzer Aestheten, zu nennen. Seine Stimme erschallt noch nicht allzulange im deutschen Blätter- und Schriftenwalde; aber sie singt das Lied der neuen künstlerischen Schönheit mit so jauchzendem Klange, daß sie gehört werden muß. Lux, der zuletzt zu Anfang dieses Jahres mit einer Schrift, die als ausgezeichneter Beitrag zur neuen Stillehre anzusprechen ist, hervortrat, faßt in dem Bande, dem diese Besprechung gilt, als erster die Geschichte des neuen Kunstgewerbes in Deutschland zusammen. Er tut das mit dem ganzen freudigen Enthusiasmus, mit dem er der Sache künstlerischer Kultur des Volkes dient. Lux hat in seinem Wesen als Aesthet, als Apostel des Schönen etwas von der Art Ruskins. Ihm ist die Wiedergeburt der Schönheit in unserer künstlerischen Kultur mehr als nur eine formalistische Aeußerlichkeit; man erkennt das aus der Begeisterung, mit der er zugleich sozialen Ideen zu dienen sucht, z. B. durch Schaffung glücklicherer Lebensbedingungen für die arbeitenden Klassen in Gestalt von Gartenstädten. Wie Ruskin verbindet Lux mit seiner Schönheitslehre ein soziales Programm; wenn er mit feuriger Leidenschaftlichkeit für die Wiederbelebung des Handwerks eintritt, so denkt er nicht allein an dessen einstige große Vergangenheit, an die hohe künstlerische Bedeutung, die es in seinem goldenen Zeitalter, den Tagen der Renaissance, im Leben des Volkes hatte, er denkt nicht nur an den Gewinn, der den gewerblichen Künsten erwächst, wenn die Hand, das individualistisch schaffende Instrument, einen Teil wenigstens wieder der Arbeit der Maschine, des mechanischen Apparats, übernimmt, er denkt auch daran, daß mit der Veredelung der Arbeit das Los derer freier und glücklicher wird, die im Dienste der Gewerbe stehen. Das sind Ziele, die die freudigste Zustimmung aller derer verdienen, die den Aufschwung mit warmer Anteilnahme verfolgen, der sich heute wenigstens schon auf einigen Gebieten gewerblicher Tätigkeit sowohl künstlerisch wie wirtschaftlich vollzieht. Man darf da vor allem an das Tischlergewerbe denken, das durch die verdienstvolle Tätigkeit einzelner Unternehmer, z. B. der Vereinigten Werkstätten in München und der Dresdner (deutschen) Werkstätten für Handwerkskunst, eine Betriebsform erhalten hat, die der Arbeitertüchtigkeit wieder Anerkennung, auch in materieller Hinsicht, verbürgt.

Da Lux die moderne Bewegung im Kunstgewerbe seit ihren ersten Anfängen in Deutschland mit der eminentesten Anteilnahme verfolgt hat, so beherrscht er ihre Entwicklung vollkommen; er ist ihr berufener Historiker. Freilich nicht in dem Sinne, daß er sich in der Darstellung dieser Entwicklungsgeschichte in doktrinäre Wissenschaftlichkeit verliert; immer wird, sehr zum Vorteile des Buches, der Gelehrte in ihm aufs wirkungsvollste ergänzt von dem feinfühligen Künstler, der von hoher Warte aus die Wandlungen des Geschmacks in kunstgewerblichen Dingen verfolgt und damit befähigt wird, von Vergangenheit und Gegenwart aus zugleich die Blicke in die Zukunft der gewerblichen Künste zu richten. Er sagt über die letztere mit Recht: „Von den alten Handwerkern, die sich als Kleinmeister noch hinfristen, ist nichts zu erwarten; es sind neue Menschen nötig, die das Erbe in die Hand nehmen und pflegen werden. Da der Hauptsache nach die moderne Kulturentwicklung auf der Industrie beruht, so ist sie die Macht, die, was die Form betrifft, den guten Geschmack mit entscheidendem Erfolg verbreiten und die Physiognomie des Alltags mit einem Schlage verbessern kann, wenn sie bedeutende und führende Künstler in die technische Leitung beruft. Die Masse künstlerisch zu machen, ist ein aussichtsloses Geschäft. Von Mann zu Mann darüber zu debattieren, was schön und nicht schön ist, würde zu keinem Ende führen. Die Masse kann nur erträglich gemacht werden, wenn ihr schlechte Produkte vorenthalten und ausschließlich Gutes gereicht wird. Sie darf nicht befragt werden, denn sie hat kein Urteil. Den Markt zu bestimmen und die Sachlage zugunsten der Kultur zu ändern, diese Macht hat lediglich die große Industrie. In der Qualität kann sie ein anständiges Durchschnittsniveau halten, was vielfach schon erreicht worden ist. Wenn darüber Einigkeit

herrscht, daß das Industrieprodukt niemals mit dem Kunsthandwerk wetteifern kann, daß aber beide an ihrem Platze gut sind, das eine der Nützlichkeit und das andere der Schönheit und des Kunstbedürfnisses wegen, dann ist viel geschehen, um die Lage zu klären und den rechten Weg zu finden."

Das Luxsche Werk setzt sich aus 17 Kapiteln zusammen. Die ersten fünf veranschaulichen das Bild der Entwicklung in allgemeinen großen Zügen, die nächsten sieben zeichnen die künstlerischen Bildnisse der Männer, die die Bewegung in Deutschland in Fluß brachten (Bruno Paul, Richard Riemerschmid, Hermann Obrist, Bernhard Pankok, Josef M. Olbrich †, Peter Behrens und Paul Schulze-Naumburg). Die Schlußkapitel endlich resümieren das bisher Gewonnene am Beispiele der neuen kunstgewerblichen Erziehung und an den Ergebnissen der Ausstellungen seit dem Jahre 1900. Dieser Text wird von 80 Illustrationstafeln unterstützt.

Daß sich in den historischen Teil der Schilderung hier und da ein Irrtum eingeschlichen hat, indem z. B. der jüngst verstorbene Josef M. Olbrich als Erschaffer des neuen Darmstädter Museums bezeichnet wird, während es tatsächlich von Alfred Messel, dem neuen Berliner Museumsarchitekten, erbaut wurde, sind (leicht reparable) Mängel, die den sonstigen hohen Wert des Buches nicht beeinträchtigen.

Hofrat Willy Doenges.

König Lear. Phantasie und Kritik.

Als er vom Buch aufblickt, das er geschlossen, und eine Weile gesenkten Kopfes angestarrt hat, sieht er drüber in den Fensterscheiben ein trauriges Grau; wie schwebend steht die mattrote Kugel der Tischlampe im frühen Licht, das ihn sich selbst entfremdet. Er erhebt sich und geht ans Fenster. Von dort betrachtet er den runden Mahagonitisch in der Ecke, der die Lampe spiegelt, die Lampe und das ungewisse Licht, das jetzt das Zimmer erfüllt. In einem Konglomerat von Lichtern, Schatten und Reflexen, in all den Untiefen der Mahagoniplatte liegt der grüne Band Shakespeare. Es ist die ruhigste Stunde des Lebens. Man ist sich entfremdet, steht außerhalb der zählenden Stunden und der Jahreszeiten. Dort, um die Lampe, hängen die Erlebnisse von gestern, ein ganzer Nachtschwarm, vom Licht vergoldet; draußen, vor den Fenstern, wird das Heute langsam flügge. Man steht auf der schmalen Grenze zwischen erleuchtetem Dunkel und grauem Licht, ermüdet und fiebernd, erwartungsvoll und resigniert. Man verkörpert den Φιλοσοφησας ποτε μετ' ερωτος . .

Er nimmt den Shakespeare und stellt ihn fürsorglich in den Bücherschrank, diese ungeheure Batterie geistiger Energien, die, würden sie frei, die Welt auseinandersprengten. Dann löscht er die Lampe und beginnt sich langsam, langsam auszuziehn. Dabei pfeift er die Sambre-et-Meuse. Während er einschläft, wiederholt er einigemal deutlich: Es war eine große Nacht. Als Lear, jeder Zoll ein König, eine Sonne, in die erschauernde Versammlung der Ritter tritt, schläft er ein.

Früh um zehn sitzt er in der Stadtbahn. Er fährt zur Lear-Probe ins Deutsche Theater. Nun ist er kriegerisch gestimmt. Ha! denkt er, ha, ihr Braven, die ihr den „König Lear" aufführt: es gilt die Welt zu erschaffen, noch einmal, in der Verkürzung eines mimischen Lebewesens, die Welt zu erschaffen! Leidenschaften, die sich den Elementen selber vermählen, Gestalt, Wort und Gebärde des Menschen zu geben, die „letzten Dinge" aus mimischen, allzumimischen Darbietungen hervorleuchten zu lassen. Es gilt, mit Leinwand den tragischen Himmel vorzutäuschen, das Unmenschliche, über allen unsern Begriffen Mächtige, den Irrsinn und das glühende Mitleid aller Abende, da irgend ein winziges Lear-Gefühl in uns zur Ruhe geht. Hier ist die Tragödie des Mannes, schlechthin, aus der Zeit, als er die einzigen Gipfel der Macht einnahm und nahe bei Gott stand, den er nach seinem Ebenbild geschaffen hatte. Sie spielt auch nicht in England. Sie spielt im Gehirn des Mannes. Dieser hier ist frei von der primitivsten Zufälligkeit und Beschränkung, der Geliebten, der Frau; Alleinherrscher, der reine König. Er hat Kinder . . Seine Kinder liebt der Mann mit seiner größten und gütigsten Liebe. Sie schlachten ihn. Und sein Tod ist die feierliche Heimkehr ins Wüstenreich der Urkraft, woraus dieser hier riesenhaft emporschoß. Vor ihm ging der Abglanz seines menschlichen Herzens, Cordelia. Er sinkt zurück, verdunkelt, irr, dem Leben so fremd, als hätte er es nie aufgerührt und nicht einmal gekannt . . Ihr Braven, die ihr den „Lear" aufführt: es gilt, einem durchschnittlichen Zeitgenossen das Maß eines Halbgottes zu geben, das Feuer und den Sturm zum Reden zu bringen, das Bereich des Menschlichen auszuschöpfen.

Dann sitzt er in einer Loge des dunkeln Theaters zusammengekauert am Boden. Er hört:

Donner fertig? Er wirft den Kopf zurück: Herrlich! Heide, Sturm, Donner und Blitz. Kent und die Ritter. Kent: „Wo ist der König?“ Ritter: „Im Kampf mit dem erzürnten Element. Er heißt den Sturm die Erde weh'n ins Meer, oder die krause Flut das Land ertränken, daß alles wandle oder untergeh', rauft aus sein weißes Haar . . .“ O, wie er den Königlichen erwartet, der in Nacht und Sturm mit der letzten Vernunft die menschliche Schlacht des Begreifens, des Versöhnens schlägt! . . Eine andre Gegend der Heide. (Es muß eine andre Gegend sein. Wir sollen sehn, diese Nacht ist nichts als Grauen, der Kampfplatz ist so groß wie die Erde, Lear irrt über die gepeitschte Erde, in nichts als Nacht und Sturm.) Da, in der Nacht, deren Wildheit schon lange tobt, kommt Er selbst, Lear, der König, das starke Erdengewächs, das entwurzelt werden soll. „Blast, Winde, sprengt die Backen! Wütet! Blast!“ Und die erschütternde Klage: „Regen, Wind, Blitz, Donner sind ja nicht meine Töchter.“ Neben ihm irrt der Narr: weinende Gestörtheit eines Liebenden, schönste Lyrik, klingender Schmerz. „Thoms friert. Den Wein liebte ich kräftig, die Würfel heftig, und mit den Weibern übertraf ich den Großtürken. Halte deinen Fuß fern von Bordellen, deine Hand von Busentüchern, deine Feder von Schuldbüchern und trotze dem bösen Feind. Immer noch durch den Hagedorn summt der böse Wind; ruft Summ, Mumm. — Heinonino, Dauphin, mein Junge, hurrah! Laß ihn vorbei.“ Ein Halbnackter, Enterbter, der vor Schmerz so melancholisch ist wie ein Betrunkener und so leicht wie der irr spricht. Um den legt Lear seinen Arm: „Mein edler Philosoph begleitet uns.“ Weiter. In der Hütte. Der Sabbat erreicht seinen Höhepunkt. Lear zitiert seine Töchter vor sein Angesicht und hält Gericht über sie. Er setzt den armen Thoms, den „hochgelehrten Richter“, zu seiner Rechten, zur Linken den Narren, den „weisen Herrn“ — und beginnt: Nun, ihr Wölfinnen — Jetzt beginnt eine Orgie schmerzlichen Irrsinns, wobei jeder hinter seinen eigenen Phantasien herrennt, der arme Thoms Zwiegespräche mit sich hält über den Feind, der ihn mit der Stimme der Nachtigall verfolgt, während Lear befiehlt: Bringt mir die Zeugen her! und der Narr singt: Ihr Kahn ist nicht dicht, doch sagt sie dirs nicht, warum sie nicht rüber darf zu dir. Lear erschöpft sich, müde befiehlt er: Nun laßt sie Regan anatomieren und sehn, was in ihrem Herzen brütet . . . Macht keinen Lärm, zieht den Vorhang zu. So, so, so; wir wollen zur Abendtafel morgen früh gehn.“ Der Narr murmelt: „Und ich will am Mittag zu Bett gehn“. Irrsinn, Trunkenheit, Lyrik in tragischem Konzert. Wann, seit Shakespeare, hat die Menschheit jemals wieder solche Töne gehört?

Den Traum vom „König Lear“ träumte er vierzehn Tage. Er sah den König, die Sonne, unter seine Ritter treten, er sah sie wüten, taumeln, und wenn die mißachtete Liebe im Herzen des Königs aufschrie, war's, als ob das gewaltige Herz einen Riß bekäme, einen wirklichen Riß, wie man sie bei Vulkanen sieht. Ein Sabbat der Kraft mußte die Aufführung sein, ein tragischer Sonnenuntergang über Menschen, die von ihren Leidenschaften wie von tollen Hunden gehetzt sind . . .

Mittwoch, den 16. September, fand im Deutschen Theater die Erstaufführung statt. Schildkraut gab den König Lear, Moissi den Narren, Walden Thoms, den es friert. Dies sind die drei Rollen des Trauerspiels; würden sie von genialen Künstlern gegeben, so könnte man die übrigen Statisten überlassen. Schildkrauts Lear war eine künstlerische Leistung durch und durch; aber sein Lear fiel ab zum greisenhaften Patriarch und tiefgekränkten Vater, der die Krone weggab und damit seine königliche Größe. Das war nicht Lear. In Gestalt nicht, nicht in der Gewalt der Stimme, die das Ungewitter beherrscht, ihm fehlte der Zwang des Königtums, etwas in Lears Wesen, das Kent gern Herr nennen möchte — Hoheit. Moissis Narr blieb der kalte Umriß der Gestalt, bis auf den Augenblick, als er sich, auf der Heide, frierend in Lears Mantel hüllte. Und Walden wäre allein schon abkühlend genug gewesen, um zu verhindern, daß die Stimmung in der Hütte die Siedehitze erreiche, in der die Szene zu spielen ist. Wußte Reinhardt, daß seine Schauspieler die Fackeln Shakespearescher Leidenschaft im stürmischen Lauf nicht tragen könnten? Er mäßigte das Tempo, soviel er konnte, arbeitete hundert Einzelzüge heraus, Wellenlinien, die in aufgeregtem Gewässer nicht zu sehen wären, und die eine ruhige See nicht bewegter machen.

Trotzdem: es war eine schwache, aber immerhin eine Inszenierung von Reinhardt. Gestern erst gelangen ihm die Räuber, wie ein Wunder. Lysistrata bleibt unvergessen. Mit Schildkraut läßt sich Lear nun einmal nicht machen: der wirkliche Lear, der große, der allein mögliche, von dem der geträumt hatte, der in den Zwischenakten *seinen* „Lear“ im Gedächtnis suchte, den Lear, den er in der düstern Unendlichkeit dieser Deutschen Theater-Aufführung nicht wiedererkannte.

René Schickele.

Theater.

Zwei Tage vor der Regiepremiere des „König Lear“ ließ Reinhardt in den Kammerspielen „Terakoya“ aufführen, ein historisches Trauerspiel aus dem alten Japan nach der Tragödie des Takeda Izumo von Wolfgang von Gersdorff. Anscheinend das Fragment eines Barbaren, der eine Episode aus seiner an Erdbeben und Stürmen reichen Zeit in ihrer ganzen konvulsivischen Wildheit auf die Bühne brachte. Das sah deutlich durch eine Bearbeitung durch, die barbarisches Ungestüm wienerisch milderte, den rauhen Urton herabstimmte und dafür die zeitgenössische „Atemlosigkeit“ setzte. Raserei wandelte sich fast unmerklich in Jamben atmende Hysterie. Ein geschlagener König ist geflohen. Sein Sohn blieb zurück, in einer Dorfschule verborgen. Der Kanzler des Entthronten wacht über ihn, wie er als Kanzler des Usurpators heimlich über den Besitz des rechtmäßigen Königs wacht, heimlich für ihn die geraubte Krone bereithält. Als der Befehl erteilt wird, daß man den rechtmäßigen Erben töte, schickt der Minister sein einziges Kind in die Dorfschule, die Mutter selbst führt es zur Hinrichtung, das Kind selbst begrüßt lächelnd den Königssohn, für den es sterben will: Bist du der . . .? Der Dorfschulmeister, von den Rittern des Usurpators gedrängt, vollbringt das Opfer. Er weiß nicht, daß der, den er für den Rechten schlachtet, der Sohn des Kanzlers ist. Als Fremdling kam das Kind in seine Schule. Er hält den Kanzler für einen Verräter, er haßte ihn, als der mit den Kriegern des Fremden in seine Stube brach. Der Kanzler erhält den Kopf seines Kindes in einem Kästchen, er betrachtet ihn vor den Fremden, die lauernd dabeistehen. Denn er allein kennt die Züge des Erben. „Ja, er ist es.“ Die Ritter nehmen den Kopf, um ihn ihrem Herrn zu bringen. Langsam wird es dem Lehrer offenbar, daß dies ein dreifaches Opfer war . . . Vor dem Sarg seines Kindes legt der Kanzler seine Hand — als übergebe er die gerettete Krone — auf den Scheitel des königlichen Kindes und spricht zu ihm vom Königtum . . . Am offenen Sarg weint, hilflos, verloren, die Mutter. Es ist die unsinnige Größe einer Zeit, da Könige an ihrem Platze waren; die Härte, die Geduld, die widernatürliche Schönheit eines Dieners. Die Regie, die darin fehlte, daß sie das Tempo zu sehr verschleppte, hatte das Gute, daß sie aus „Terakoya“ ein japanisches Bilderbuch machte. So wurde ein absolutistisches Heldenlied ins Abstrakte erhoben und für uns Mitteleuropäer, die wir derartiges nur ästhetisch genießen können, unbegrenzt zugänglich gemacht. Kayßler, der den Kanzler spielte, war prachtvoll in den lebenden Bildern, die er stellte. Er erhöhte sich, soweit es ein Europäer kann, bis zur Gewalt jener alten Holzschnitte, die uns große Gestalten, mit den schönsten Kostümen angetan, in einer leidenschaftlichen Anspannung der Muskeln vorführen, er nahm jene fast linearen Grimassen an, die intellektuell wirken, so klar und einfach resümieren sie die Leidenschaft, die sie anzeigen. Diese Art zu spielen ist unvereinbar mit den traditionellen Mitteln abendländischer Schauspielkunst; Kayßlers Versuch, sie anzupassen, mußte mißlingen. Sein Spiel war von pedantischer Uebertriebenheit, zu berechnet und nicht groß genug. Und das ist das einzige, was man der Regie vorwerfen muß: Das Pantomimische war vollendet (Tilla Durieux und Abel waren darin bewundernswert), das Spiel aber litt an unwillkürlichen Hemmungen, die das Ungestüm der Tragödie, die wuchtige Eile, ihre Unwiderstehlichkeit so sehr minderte daß die dramatische Kraft des Japaners als Faktor unsrer Bewegtheit ausschied. Hierin, im Spiel, hätte die ursprüngliche Gewalt des Dramas bewahrt werden sollen, das wie eine Lawine dahinrast, und von dem wir wünschten, daß es wie eine Lawine über uns hinweggegangen wäre. Nur zwei hatte die Regie nicht an den Boden gefesselt: Bernhard von Jacobi — dafür, daß er für seinen Teil das Manko der Regie ersetzte, sei ihm das dankbarste Andenken bewahrt — und die Eysoldt. Klein war sie, schmal und hell. Ihre Bewegungen waren die eines kleinen Vogels. In ihrem Schmerz flatterte sie, zwitscherte in kleinen leisen Schreien, die brachen, bevor sie aus ihrem Munde kamen. Ein armseliges Lächeln zuckte in ihrem Gesicht, das der Schmerz schier auflöste; hilflos war sie, verloren, eine kleine Vogelmutter. — Vor „Terakoya“ wurde eine sentenzenreiche Harmlosigkeit von W. v. Gersdorff gespielt; „Kimiko“, nach Lefcadio Hearn. Kayßler versprach noch in nichts den großen Kanzler aus „Terakoya“. Tilla Durieux war schön wie ein Mädchen von Kunisada. —

Das „Berliner Theater“ wurde mit den „Journalisten“ des Ahnvaters Freytag eröffnet. Der eine der neuen Direktoren, Carl Meinhard, spielte den Schmock, der andre, Rudolf Bernauer, führte die Regie. Der Schmock Meinhards war eine Neuschöpfung. Schmock wurde — woran Freytag nie gedacht hätte — Schmock wurde Mensch. Den Schmock Meinhards möchte ich gern wiedersehn, vielleicht auch den Bellmus Ernst Dumckes — die übrigen Journalisten, samt ihren Frauen, können mir,

vertrocknet und langweilig, wie ihr Schöpfer sie gemacht hat, gestohlen bleiben. Arnold Korff gab den Naturburschen Conrad Bolz (als Bonvivant; was nicht ganz gelang), er gab drei Tage später in „Mercadet“ von Balzac den Hochstabler de la Brive, der ihm gründlich mißlang. Vom Balzacschen Herrn de la Brive schien Korff nicht die vagste Vorstellung zu haben. Wie ein Schatten glitt er auf der Bühne umher; ein Schatten in einer schattenhaften Komödie, deren minder heiteres Original Balzac verfertigte, weil er Geld brauchte, und die Albert Heine als Mercadet diesmal von dem gewohnten Durchfall rettete. Balzac nahm es nicht ernst mit dem Theater. Einmal wollte er mit zwei Freunden zusammen ein Theaterstück schreiben; jeder von ihnen sollte einen Akt dichten. Das Unternehmen scheiterte daran, daß Balzac es für überflüssig hielt, gemeinsam ein Szenarium festzulegen. Um einen Theaterabend zu füllen, plagiierte er einige seiner Romane, und so erkennen wir wohl Balzacsche Gestalten, hören Balzacsche Tiraden, wittern Balzacsche Atmosphäre, aber das alles ist so fern, so verwischt, so grau, daß ich Albert Heine tief grüßen muß, der aus der schwächlichen Komödie „Mercadet“ einen starken Erfolg machte. Und nun sollte ich wohl gewichtige Worte über das neue „Berliner Theater“ murmeln, nach dem Urteil über den Umbau des Theaters Hoffnungen andeuten, scherzhaft von der Evolution der „bösen Buben“ sprechen Vergleiche anstellen, das alles in die Kunstform der Tischrede gebracht — Ich verschließe mich dem Pathos des Augenblicks; wage nur schüchtern den Wunsch, wir mögen im „Berliner Theater“ wirkliche Premieren erleben, Dramen, von lebendigen Menschen und Zeitgenossen verfaßt, Neues. Neues! (Herr, ich rufe dich . . .) Vorausgesetzt, daß es außer Bibliophilen, „Genießern“ und Literarhistorikern noch Menschen gibt. R. S.

Der Fall Schwabach.

Die Berufungsinstanz hat das Urteil des Ehrengerichts für die Berliner Börse, das mich wegen eines angeblichen Verstoßes gegen die kaufmännische Ehre mit einem Verweise bestraft hatte, aufgehoben und die Freisprechung beschlossen. Damit müßte, so könnte es scheinen, diese Angelegenheit, die nun schon seit dem Februar dieses Jahres die Oeffentlichkeit beschäftigt, erledigt sein. Mir scheint jedoch, daß dies nicht der Fall sein wird, denn nunmehr ist aus meiner Angelegenheit eine ganz neue entstanden; nämlich die des Vorsitzenden des Ehrengerichts erster Instanz, des Generalkonsuls Dr. jur. Paul von Schwabach. Jeder, der die Leitung der Verhandlung durch diesen Herrn zu beobachten Gelegenheit hatte, mußte schon damals den Eindruck gewinnen, daß er es hier mit keinem Richter zu tun habe, der den Pflichten der Objektivität nachzukommen peinlich bestrebt ist. Inzwischen aber sind durch die Berufungsinstanz Tatsachen festgestellt worden, die geradezu gebieterisch eine nähere Prüfung fordern, und Herr Dr. von Schwabach wird nicht umhin können, wenigstens einen Versuch zu öffentlicher Rechtfertigung zu machen.

Es leitet mich kein persönliches Interesse, wenn ich mich heute, kurz nach dem Freispruch mit Herrn von Schwabach befasse Ich glaube nicht, noch einmal das zweifelhafte Vergnügen zu haben, vor einem Gerichtshof zu stehen, dem dieser Herr präsidiert. Die Berliner Börse dürfte durch diese eine Blamage für längere Zeit vollkommen befriedigt sein, und sie wird nicht danach trachten, dieses unerquickliche Schauspiel zu wiederholen. Aber im öffentlichen Interesse ist es notwendig, das Verfahren ein wenig näher zu beleuchten, weil schließlich auch die Börsengerichtsbarkeit keiner Willkür unterworfen sein darf, ganz gleichgültig, ob das Ehrengericht in der Regel über schwindelhafte Bankiers oder über Journalisten zu urteilen hat, die gegen die Geschäftsinteressen der Banken verstoßen haben. Auch ein Börsenbesucher, der eine Handlung begeht, die in der Tat gegen die kaufmännische Ehre verstößt, hat Anspruch darauf, daß das formale Recht gewahrt werde, daß nicht die Inquisition an die Stelle der ordentlichen Gerichtsbarkeit trete. Ich habe schon bei Besprechung des ersten Urteils darauf hingewiesen, daß die Anklageschrift, die mich seinerzeit der Bestechung von Angestellten der Kursmakler und grobfahrlässiger Berichterstattung beschuldigte, nur als Karikatur einer Anklageschrift aufzufassen war. Für die Behauptungen des Ehrengerichts wurde nicht ein einziger Beweis erbracht, sondern irgendein Jurist hatte nur allgemeine Redensarten zusammengefügt, aus denen man auf den ersten Blick erkennen konnte, daß nicht die geringsten Beweise vorhanden waren, sondern daß man diese erst in der Verhandlung erfahren wollte. Wie wenig loyal Herr Dr. von Schwabach hierbei verfuhr, das geht schon daraus hervor, daß er mich, den Hauptangeklagten, der doch am ehesten imstande war, Aufklärung zu geben, nicht zuerst vernahm, sondern einen Mitangeklagten, von dem der Vorsitzende genau wissen mußte, daß er die Zwecke und Ziele meiner Berichterstattung nicht so gut erkennen kann, wie ich es als Herausgeber der Korrespondenz ver-

mag. Der Kniff entsprang offenbar der liebenswürdigen Erwartung, auf diese Weise von dem zuerst vernommenen Angeklagten eine unvorsichtige Aeußerung zu hören, da man wohl wußte, daß er auf diese Vernehmung nicht vorbereitet war. Schon hieraus geht hervor, daß man durch die Vernehmung des Angeklagten erst Beweise zu erlangen trachtete, die man vorher nicht gehabt hatte. Freilich ist dieses Ziel nicht geglückt; schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil solche Beweise gar nicht vorhanden sind.

Ich erwähne dieses Verfahren des Dr. von Schwabach, weil es zur Vervollständigung des Bildes beiträgt, das ich von seiner Eigenschaft als Gerichtsvorsitzenden entwerfen will. An und für sich erregte diese Verschiebung bei der Vernehmung der Beschuldigten auf meiner Seite nur Heiterkeit. Viel schlimmer war die Zeugenvernehmung durch den Vorsitzenden. Man muß sich vergegenwärtigen, daß der größte Teil der Zeugen aus Angestellten bestand, die nach den im Geschäftsleben nun einmal gültigen Sitten mit besonderer Ehrfurcht vor dem Chef eines der reichsten Bankhäuser Deutschlands stehen. Herr von Schwabach hat durch eine ganz eigenartige Fragestellung aus den Zeugen Dinge herauszuholen versucht, die sie sonst kaum gesagt hätten, schon weil sie der Wahrheit nicht entsprachen. Es würde zu weit führen, wenn ich hier im einzelnen die Beweise für meine Behauptung anführen wollte. Wünscht sie Herr Dr. von Schwabach, so weiß er, wo er sie bekommen kann. Der stenographierte Bericht der ersten Verhandlung liegt mir vor (die Stenographen sind bereit, seine Richtigkeit zu beschwören), und das Protokoll der zweiten Instanz wird ergeben, daß eine ganze Anzahl von Zeugen andere Aussagen machte, weil der Vorsitzende durch seine Fragestellung ihnen nicht gewissermaßen die Antwort in den Mund gelegt hat. Es ist charakteristisch, daß das Ehrengericht erster Instanz die Vereidigung der Zeugen ablehnte, obgleich mein Verteidiger, Herr Georg Bernhard, sie immer und immer wieder gefordert hatte. In der zweiten Instanz wurden sämtliche Zeugen vereidigt, und da der Vorsitzende, Unterstaatssekretär Wermuth, in einer für alle Richter geradezu mustergültigen Weise nur die Wahrheit zu erforschen trachtete, so lautete plötzlich eine ganze Anzahl von Zeugenaussagen anders wie in der ersten Instanz. Es ergab sich aber weiterhin, daß auch das Protokoll der ersten Instanz falsch gewesen ist! Verschiedene Zeugen bekundeten nämlich unter ihrem Eide, daß sie vor Herrn v. Schwabach anders ausgesagt hätten, als die Angaben des Protokolls lauteten; und ich kann nach dem mir vorliegenden Stenogramm diese Behauptung bekräftigen. Es ist wahrlich ein starkes Stück, daß man es fertig bekommt, diese falschen Protokolle dem Gerichte einzureichen. Hätte die Berufungskammer, was in anderen Fällen häufig geschieht, sich auf den Standpunkt gestellt, daß eine nochmalige Vernehmung der Zeugen nicht notwendig ist, weil die Protokolle der ersten Instanz vorliegen, so hätte wiederum meine Verurteilung erfolgen können. Zum Glück hat mein Verteidiger von vornherein auf die Fehler des Protokolls hingewiesen, zum Glück ist der Vorsitzende der Berufungskammer ein Mann von wirklich vornehmer Gesinnung (nicht von jener Vornehmheit des Tiergartens, die sich nur in gebügelten Hosen und eleganten Lackschuhen äußert), dem das Bestreben, unparteiisch Recht zu sprechen, schon auf die Stirn geschrieben war. Ich entsinne mich kaum eines einzigen Falles, wo ich von der Objektivität eines Mannes so durchdrungen war, wie diesmal; und kaum eines, wo ich mit gleicher Begeisterung zu einem Richter emporgeblickt hätte. Diese Worte sprach ich bereits aus, bevor das freisprechende Urteil gefällt war; meine Ansicht ist also nicht etwa durch das Ergebnis der Verhandlung beeinflußt.

Der Trick bei der Vernehmung der Angeschuldigten, die merkwürdige Zeugenvernehmung, die Nichtvereidigung der Zeugen und die falschen Protokolle; dies alles sind für mich Beweise, daß Herr Dr. von Schwabach und sicherlich auch der größte Teil des Gerichtshofes wie der Protokollführer von vornherein schon so von meiner Schuld überzeugt waren, daß sie unwillkürlich darauf ausgingen, nur noch ein paar sogenannte Beweise für diese Schuld zu finden. So erklärt es sich wohl auch, daß das Urteil des Dr. von Schwabach in seiner schriftlichen Begründung Zeugenaussagen verwertete, die überhaupt nicht gemacht worden waren. Die Begründung hat Dinge für erwiesen angesehen, deren Beweis überhaupt gar nicht versucht wurde. Sie hat zwar behauptet, daß „unzweifelhaft" ein Makler und dessen Substitut das Amtsgeheimnis wahrten, während die betreffenden Zeugen, wenn sie vernommen worden wären, hätten aussagen müssen, daß das Gegenteil der Fall war. Das Ehrengericht hat die Vernehmung dieser Zeugen, obgleich sie von der Verteidigung geladen waren, abgelehnt und trotzdem das Urteil auf die gar nicht erfolgte Aussage gestützt. Vor der Berufungskammer wurden diese Zeugen vernommen, und es ergab sich, daß die Ansicht der Schwabachkammer „unzweifelhaft" falsch war. Sollte man es für möglich halten, daß ein Gericht es fertig bekommt, in einer Urteilsbegründung Zeugenaussagen entstellt wiederzugeben und Schlüsse

aus Aussagen zu ziehen, die nicht gemacht worden sind?

Für dieses beispiellose Verhalten ist freilich in der zweiten Verhandlung die Erklärung gefunden worden. Ein Herr Asch, der seit 35 Jahren im Hause der Firma S. Bleichröder (deren Inhaber Herr Dr. von Schwabach ist) als Börsenvertreter fungiert, sagte mit geradezu naiver Offenheit aus, daß Herr Dr. von Schwabach sich schon mehrfach sehr ungünstig über meine Berichterstattung geäußert habe, weil dadurch Geschäfte einem weiteren Personenkreis bekannt geworden sind, die die Firma Bleichröder an der Börse abgeschlossen hat. Er hat weiter aussagen müssen, daß in einem besonderen Fall, der den Anlaß zur Einleitung des ehrengerichtlichen Verfahrens gegen mich gab, nicht bloß die Firma S. Bleichröder betroffen war, sondern daß Herr Dr. von Schwabach vorher in erregtem Tone seine Mißbilligung über diese „Indiskretionen" ausgesprochen hatte. Ein Mann, der sich also durch den Beschuldigten geschädigt fühlt, der seinem Aerger über das Verhalten des Beschuldigten vor der Verhandlung dritten Personen gegenüber Luft macht, hält sich nicht für befangen, als Vorsitzender zu fungieren!

Welche Stellung Herr Dr. von Schwabach als Leiter seiner Firma einnimmt, welche Geschäfte er abschließt, das hat mich nicht zu interessieren. Aber es ist meine Pflicht, öffentlich mit aller Schärfe darauf hinzuweisen, daß ein solcher Mann mir nicht berufen erscheint, das Amt des Vorsitzenden des Ehrengerichts zu bekleiden. Die Ehre eines Menschen ist ein so kostbares Gut, daß die Entscheidung, ob gegen sie verstoßen worden ist, nicht in der Hand eines Mannes ruhen darf, der sich solche Verfehlungen hat zuschulden kommen lassen. Ich erwarte unverzüglich von Herrn Dr. von Schwabach, daß er seine Stellung als Vorsitzender dieses Gerichts niederlegt; tut er es nicht, so muß er es sich gefallen lassen, daß er immer und immer wieder an diese große Blamage erinnert wird, die in der Geschichte der Berliner Börse bisher einzig dasteht.

Bruno Buchwald.

Verein für Kunst

Leitung: Herwarth Walden

Die Wochenschrift Morgen ist vom 1. September ab das Publikationsorgan des Vereins für Kunst.

Der im fünften Jahre stehende Verein für Kunst verfolgt den Zweck, auf bedeutende Erscheinungen der Kunst der Gegenwart hinzuweisen.

Für den Winter 1908/09 sind vorläufig folgende Abende festgesetzt: Donnerstag, den 8. Oktober im Salon Cassirer: Gedenkabend für Walter Leistikow. Donnerstag, den 15. Oktober im Choralion Saal: Paul Scheerbart, Vorlesung eigener Dichtungen (Manuskript). Donnerstag, den 22. Oktober im Salon Cassirer: Lieder, gesungen von Anna Gnudtzmann. Donnerstag, den 29. Oktober: Detlev von Liliencron, Vorlesung eigener ungedruckter Dichtungen. Donnerstag, den 5. November im Salon Cassirer: André Gide, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 12. November im Choralion Saal: Stefan Zweig, Vortrag: Balzac. Donnerstag, den 19. November im Salon Cassirer: Franz Blei, Vortrag: Die moralische Illusion. Donnerstag, den 26. November: Georg Simmel, Vortrag. Donnerstag, den 3. Dezember im Salon Cassirer: Paul Leppin, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 10. Dezember im Klindworth-Scharwenka-Saal: Josef Ruederer, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 7. Januar im Salon Cassirer: René Schickele, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 14. Januar im Künstlerhaus: Karin Michaelis, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 21. Januar im Salon Cassirer: Herwarth Walden, Gesänge. Donnerstag, den 28. Januar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Lovis Corinth, Vortrag. Donnerstag, den 4. Februar im Salon Cassirer: Ernst Schur, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. Februar im Klindworth-Scharwenka-Saal: Johannes V. Jensen, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 18. Februar im Salon Cassirer: Karl Schnitzler, Vortrag; Thema vorbehalten. Donnerstag, den 25. Februar im Klindworth-

Scharwenka-Saal: Else Lasker-Schüler, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 4. März im Salon Cassirer: Peter Baum, Vorlesung eigener Dichtungen. Donnerstag, den 11. März im Künstlerhaus: Tänze.

Am Sonnabend, den 16. Januar findet in den Räumen des Künstlerhauses ein Simplizissimusball statt.

Die Abende des Vereins für Kunst sind öffentlich, also auch ohne Mitgliedschaft zugänglich. Die ordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 40 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch sämtlicher Abende sowie zum kostenlosen Bezug der Wochenschrift Morgen. Die außerordentliche Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 15 M. Sie berechtigt zum unentgeltlichen Besuch von zehn Abenden (den 2. und 4. jeden Monats) sowie zum Besuch der übrigen Abende zu halben Kassenpreisen. Anmeldung zur Mitgliedschaft in der Geschäftsstelle des Vereins für Kunst, Berlin-Halensee, Katharinenstr. 5, Gartenhaus part. (Fernruf: Amt Wilmersdorf 2580); ferner bei Bote & Bock, Leipzigerstraße 37, im Warenhaus A. Wertheim (Konzertkasse), Leipzigerstraße 132 und Kantstraße, in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstraße 164, sowie in der Schillerbuchhandlung Charlottenburg, Bismarckstraße 82/83.

Alle Abende finden Donnerstags statt und beginnen um 8 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6; des Handelsteils: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; des Vereins für Kunst: Herwarth Walden, Halensee, Katharinenstr. 5.

Manuskriptsendungen sind ausschließlich an die Redaktion der Wochenschrift Morgen, Berlin W., Potsdamerstr. 4, zu richten.

Wollen Sie etwas Feines rauchen?

Dann empfehlen wir Ihnen

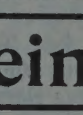
„Salem Aleikum"

Garantiert naturell-aromatische, rein türkische Cigarette. Diese Cigarette wird in Nr. 3 nur lose, in den Nummern 4 bis 10 auch in einfachen Kartons à 20 Stück Inhalt, ohne Kork, ohne Goldmundstück verkauft. **Bei diesem Fabrikat sind Sie sicher, dass Sie Qualität, nicht Konfektion bezahlen.**

Preis: Nr. 3 4 5 6 8 10 / 3½ 4 5 6 8 10 Pf. das Stück.

Nur echt, wenn auf jeder Cigarette die volle Firma steht: **Orientalische Tabak- und Cigarettenfabrik „Yenidze", Inhaber: Hugo Zietz, Dresden.** Deutschlands grösste Fabrik für Handarbeit-Cigaretten.

Zu haben in den **Cigarren-Geschäften**

Rheinwein  **Moselwein**

Weinbau. **FRANZ GRAF jr., GEISENHEIM a. Rh.** Weinhandel.

Weinbergbesitz in Johannisberg und Winkel.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der im Verlage Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Der Türmer" bei, auf welchen wir noch ganz besonders hinweisen.